

2. Fertilität im Spiegel der sozialen Einbindung

Jegliche Auseinandersetzung mit der Erklärung des fertilen Verhaltens sieht sich zwangsläufig mit der Tatsache konfrontiert, dass es sich dabei – wie bei vielen Themen der Familiensoziologie (vgl. Wieland 2012: 33ff.) – grundsätzlich sowohl um ein mikro- als auch ein makrosoziologisches Phänomen handelt. Einerseits ist Fertilität ein gesamtgesellschaftlich interessantes Konstrukt, dessen Entwicklung etwa im Rahmen der Diskussion um demographische Transformationsprozesse seit Anbeginn der Disziplin im Fokus der Aufmerksamkeit steht (vgl. Hill & Kopp 2013: 154ff.). Ein wesentlicher Teil der Fertilitätsforschung beschäftigt sich demnach mit der Frage, wie generatives Verhalten auf einer aggregierten, eher strukturellen Ebene zu beschreiben ist. Prominente Beispiele hierfür bieten die verschiedensten Maßzahlen, welche das aktuelle Geburtenniveau einer Gesellschaft repräsentieren sollen (für einen umfangreichen Überblick siehe Kopp 2002 und Kopp & Richter 2015). Dabei steht in jedem Fall aber fest, dass die Entscheidung für oder gegen Kinder und schließlich fertiles Verhalten grundsätzlich auf der Akteursebene stattfindet. Somit ist es ebenfalls gute Tradition, dass etwa der Geburtenrückgang auf der Makroebene auf individuelles Handeln zurückgeführt wird, welches seinerseits aus (strukturell) veränderten Handlungsoptionen resultiert (vgl. Kopp 2002: 33). Kurzum ist die Diskussion um die Entwicklung des Geburtenverhaltens argumentativ nicht selten zumindest implizit eine Diskussion um soziale Wandlungsprozesse, wobei angenommen wird, dass sich verschiedene Kohorten bzw. die Individuen darin aufgrund veränderter Handlungsbedingungen auf der Makroebene unterschiedlich verhalten. Interessanterweise findet sich diese Idee im Bevölkerungsgesetz von Malthus aus dem Jahre 1798 (Malthus 1924 (1798), 1925 (1798), vgl.

Kopp & Richter 2015) ebenso wie in aktuellen Publikationen, die beispielsweise den Rückgang der Fertilität darauf zurückführen, dass sich Individuen aufgrund der Veränderung kultureller und ökonomischer Opportunitätsstrukturen für eine geringere Kinderzahl entscheiden (siehe z.B. Klaus 2010; Hill & Kopp 2015a) oder dass Geburten im Lebenslauf immer mehr aufgeschoben werden (Pötsch 2013 vgl. Birg et al. 1990; Schulze 2009: 26ff.), um nur zwei Beispiele zu nennen. Es scheint also, als sei dieser Thematik schon immer eine Verknüpfung von Mikro- und Makroebene immanent. Dies deutet sich programmatisch spätestens seit dem Aufkommen des Symbolischen Interaktionismus an, dessen Errungenschaft unter anderem die Erkenntnis ist, dass jegliches Handeln davon abhängig sein dürfte, wie ein Individuum die Handlungssituation für sich selbst definiert (vgl. z.B. Wilson 1973; White 2013). Darunter ist, mehr oder minder implizit, nichts anderes zu verstehen als die Wahrnehmung von kontextuellen Bedingungen durch den Handelnden und deren Berücksichtigung bei der Bewertung von individuellen Handlungsoptionen. In der Arbeit von Berger und Kellner (1965) findet sich beispielsweise sogar der explizite Versuch, nicht nur auf mögliche makrosoziologische Konsequenzen individuellen Handelns hinzuweisen, sondern zudem Hinweise darauf, dass letzteres auf einer Definition der Situation beruht, welche von der Wahrnehmung objektiver, struktureller Rahmenbedingungen determiniert wird.

Dieser Exkurs ließe sich beliebig fortsetzen. Auch andere Theorietraditionen – etwa austauschtheoretische oder ökonomische Ansätze (für einen Überblick siehe Hill & Kopp 2015a: 224ff.) – lassen sich problemlos dahingehend zergliedern, inwiefern individuelles Handeln etwa neben individuellen Bewertungen von Kosten- und Nutzenerwartungen auch auf (makro-) strukturelle Rahmenbedingungen zurückzuführen ist. So naheliegend und quasi naturgegeben diese Verknüpfung in der Familiensoziologie auch immer erscheinen mag, so wenig trivial ist sie, wenn sie gerade nicht als Instrument der Erklärung eines spezifischen Handelns postuliert, sondern – wie in der vorliegenden Arbeit – ein Teil davon selbst zum Gegenstand der Betrachtung erhoben wird. Hierfür bedarf es

eines übergeordneten theoretischen Rahmenkonstruktes, welches die natürliche Verknüpfung von Individual- und Kollektivebene modellhaft zu veranschaulichen und zu zeigen vermag, warum ausgerechnet soziale Netzwerke hierbei eine zentrale Schlüsselrolle einnehmen. Ferner ist ein solches Modell zwingend erforderlich, um deutlich zu machen, worin genau der Erklärungsanspruch dieser Arbeit liegt, denn die alleinige Feststellung, dass individuelles Verhalten etwas mit der Einbindung in soziale Bezugsgruppen zu tun hat, dürfte selbst außerhalb der Sozialwissenschaften niemanden ernsthaft überraschen.

Die Frage, ob das soziale Umfeld einen Einfluss auf Strukturen und Entscheidungen in Partnerschaften hat, ist natürlich auch innerhalb der Familiensoziologie ebenso wenig ein Novum wie die Netzwerkforschung selbst. Bereits in der klassischen Studie „Family and social network. Roles, normes, and external relationships in ordinary urban families“ von Bott (1957) wird darauf hingewiesen, dass die Einbindung von Ehepartnern in soziale Netzwerke über normative Vorstellungen nicht nur die Rollenverteilung der Ehepartner entscheidend mit determiniert, sondern überdies sogar Auswirkungen auf die Paarstabilität haben kann. Angesichts dieser frühen Arbeit ist es durchaus auffällig, dass erst in der jüngeren Zeit vermehrt die möglichen Einflüsse sozialer Nahumwelten auf Fertilitätsentscheidungen konkret diskutiert werden. Bis dahin scheint es, als würde die Wirkung einer sozialen Einbindung von Individuen immer wieder antizipiert (siehe z.B. Esser 1999b: 457ff.), ihre Wirkungsweise bleibt aber weitestgehend diffus. Dennoch existieren aktuell durchaus diverse Arbeiten, die sich explizit mit diesem erstaunlichen Phänomen beschäftigen, nämlich, dass familiales Verhalten augenscheinlich von der Einbindung in soziale Bezugsgruppen abhängt und es innerhalb dieser Gruppen zu einer Art Geburtenwellen kommt (vgl. z.B. Bühler & Fratzczak 2007; Balbo & Barban 2012; Kopp et al. 2010; Pink et al. 2012). Bevor jedoch an aktuellen Forschungsarbeiten zu zeigen sein wird, inwiefern sich das Interesse an sozialen Einflussmechanismen für individuelle Entscheidungen diesbezüglich konkretisiert hat, muss an dieser Stelle zunächst eine theoretische Basis geschaffen werden, die zeigt, warum es entgegen rein indivi-

dualistischer Erklärungsversuche überhaupt sinnvoll und überaus naheliegend ist, soziale Bezugsgruppen im Allgemeinen und soziale Netzwerke im Speziellen in die Erklärung individuellen Handelns einzubeziehen. Dafür ist es nötig, zu zeigen, an welcher Stelle der soziologischen Erklärung der hier bearbeitete Gegenstand ganz allgemein zu verorten ist. Erstaunlich wird es nämlich genau dann, wenn klar wird, dass es eben nicht nur in frühen Arbeiten wie jener von Berger und Kellner (1965), sondern bis heute (vgl. Wieland 2012) die Prozesse und Mechanismen der Wirkbeziehung zwischen dem sozialen Umfeld und fertilem Handeln sind, zu denen zwar eine Vielzahl möglicher Erklärungsversuche aus diversen Theorietraditionen im Rahmen des jeweiligen Explanans unternommen wurden, deren systematische Aufarbeitung als Explanandum jedoch bislang vergleichsweise defizitär ausfällt. Das Postulat, dass Handeln schon seit den frühesten Tagen der Soziologie als soziales Handeln aufgefasst werden soll (Weber 1921) und damit immer ein Bezug auf andere Individuen und Gruppen vorhanden ist, hat hinsichtlich der Fertilität und vielleicht auch der Familiensoziologie allgemein offensichtlich noch nicht immer zu der Frage danach geführt, wie dieser Einfluss durch Andere denn eigentlich vonstattengeht. Diese Lücke soll mit der vorliegenden Arbeit zunächst einmal explizit aufgezeigt werden, denn bei aller Selbstverständlichkeit, die hier wohl sogar im Alltagsverständnis interessierter Laien vermutet wird, und angesichts unzähliger, ex post formulierter theoretischer Erklärungsversuche ist nicht immer klar und sicherlich auch nicht immer nachvollziehbar, dass sie überhaupt noch existiert. Hauptanliegen wird es aber dennoch sein, die entsprechenden Defizite nach ihrer Konkretisierung auch programmatisch zu beseitigen, die fehlende Systematisierung zu liefern und auch einen ersten empirischen Integrationsversuch zu wagen, um damit die Erkenntnislücke über Mechanismen der Wirkung sozialer Bezugsgruppen auf fertiles Handeln zu schließen.

2.1 Mechanismen des Netzwerkeinflusses – Ein Monopol der analytischen Soziologie?

Die eben verfassten Überlegungen gehen im Kern auf etwas zurück, dass man wohl als Unbehagen an der gängigen Art und Weise sozialwissenschaftlicher Arbeiten bezeichnen könnte. Die Frage danach, wie soziale Netzwerke auf individuelle Entscheidungen wirken, endet allzu oft mit der Erkenntnis, dass sich ihr Einfluss zwar empirisch – wie vor allem in Kapitel 2.2.2 deutlich werden wird – immer wieder nachweisen lässt, die Frage nach dem „Warum?“ sich aber in vielen Fällen im Rahmen vielfältigster Spekulationen und unbefriedigenden Hinweise auf große theoretische Denktraditionen der Sozialwissenschaften verliert. Vor allem empirische Arbeiten vermitteln nicht selten den Eindruck, die soziologische Erklärung eines sozialen Phänomens wäre bereits geleistet, wenn nur ausreichend theoriekonforme Variablen gefunden werden können, die einen statistischen Zusammenhang mit der entsprechenden sozialen Tatsache aufweisen. So wäre es zum Beispiel ein Leichtes, den Zusammenhang zwischen einem engen, unterstützenden familiären Umfeld und einer erhöhten Geburtenwahrscheinlichkeit im Sinne der ökonomischen Theorien dadurch zu erklären, dass hier die Kosten einer entsprechenden Entscheidung geringer ausfallen, weil vielfältige Belastungen durch das familiäre Netzwerk abgemildert werden können, beispielsweise finanziell oder hinsichtlich der Kinderbetreuung. Das mag durchaus auch zutreffen, doch bei näherer Betrachtung handelt es sich hierbei eigentlich nicht um eine Erklärung, sondern lediglich um eine systematische Beschreibung des Phänomens, welche sehr starke implizite Annahmen enthält. Beispielsweise wird hierbei unterstellt, dass Akteure generative Entscheidungen überhaupt auf Basis rationaler Überlegungen treffen. Doch selbst, wenn man diese Prämisse zunächst akzeptiert, bleibt unklar, warum sich die Akteure der entsprechenden Unterstützung überhaupt bewusst werden und sich ihrer vorab sicher sein können, denn ob sie tatsächlich stattfindet, zeigt sich erst in der Praxis, also wenn die Entscheidung bereits getroffen wurde. An dieser Stelle sei erwähnt, dass sich dieses Phänomen

in Kapitel 3.3 aufklären wird. Hier sollte es lediglich exemplarisch herausgegriffen werden, um zu illustrieren, dass viele Erklärungen einen ganz spezifischen Aspekt außer Acht lassen, nämlich die Frage danach, wie ein entsprechender, statistisch nachweisbarer Zusammenhang überhaupt funktioniert, also welche Prozesse dahinter stecken. Kurzum stellt sich immer die Frage nach den *Mechanismen*, die hier wirksam sind.

Wer diese Diskrepanz und das Fehlen solcher Mechanismen wahrnimmt und nach einer Lösung hierfür sucht, findet sich sehr schnell in einer jüngeren Denktradition wieder, welche in den letzten Jahren eine immer größere Anerkennung in den Sozialwissenschaften findet, nämlich der *analytischen Soziologie* (vgl. vor allem Hedström & Swedberg 1998a; Hedström 2005; Hedström & Ylikoski 2010; Hedström & Bearman 2013a). Dieser Ansatz beginnt mit exakt jenem Kritikpunkt, welcher eben exemplarisch dargestellt wurde:

“Analytical sociology is concerned first and foremost with explaining important social facts (...). It explains such facts not merely by relating them to other social facts – an exercise that does not provide an explanation – but by detailing in clear and precise ways the mechanisms through which the social facts under consideration are brought about. In short, analytical sociology is a strategy for understanding the social world” (Hedström & Bearman 2013a: 3f.).

Erklärtes Ziel der analytischen Soziologie ist es demnach, nicht nur in Rechnung zu stellen, welche Ausgangsbedingungen nach einer wie auch immer gearteten soziologischen Großtheorie zu bestimmten Zielzuständen führen sollten und dies statistisch zu überprüfen, sondern vor allem herauszuarbeiten, wie dieser Zusammenhang im Sinne *sozialer Mechanismen* (siehe auch Mayntz 2004; Bunge 2004; Opp; Hedström 2005; Schmidt 2006; Elster 2007; Morgan & Winship 2007) überhaupt vonstattengeht, also welche Prozesse beispielsweise dazu führen, dass ein Akteur sich in einer spezifischen Handlungssituation für ein bestimmtes Verhalten entscheidet. Es ist offensichtlich, dass eine Erklärung mit diesem Anspruch deutlich mehr benötigt als eine einfache Handlungstheorie, welche Han-

deln – unabhängig vom konkreten Kontext – allgemein charakterisiert, indem sie beispielsweise Rationalität unterstellt (vgl. Elster 1989). Nach Hedström und Bearman bedarf es hierfür einer Erweiterung des klassischen methodologischen Individualismus im Sinne des sogenannten „structural individualism“ (Hedström & Bearman 2013b: 8, vgl. Udehn 2001; Hedström & Ylikoski 2010). Dieser sieht die Auflösung der geschilderten Problematik darin, die Erklärung sozialer Phänomene vor allem auf soziale Strukturen zu fokussieren, in welche Akteure in der Handlungssituation eingebettet sind, und die „black box“ (Boudon 1998: 172, vgl. Mayntz 2004; Hedström & Ylikoski 2010), welche sich hinter der Korrelation einer Ausgangsbedingung mit einem zu erklärenden Phänomen verbirgt, mit weiteren Theorien mittlerer Reichweite (vgl. Hedström & Udehn 2013)² zu füllen und somit die genauen Prozesse hinter dem Wirkzusammenhang aufzudecken und zu erläutern. Auch an diesem Punkt wird deutlich, warum die analytische Soziologie für das vorliegende Vorhaben von großer Bedeutung ist: Im strukturellen Individualismus ist quasi bereits die Einbindung in soziale Nahumwelten, also auch der Einfluss von Bezugsgruppen auf individuelle Handlungsentscheidungen angelegt und macht sie zu einem zentralen, wenn nicht zu dem entscheidenden Abgrenzungskriterium zum aktuell häufig rezipierten methodologischen Individualismus (vgl. Elster 1989; Udehn 2001; Hedström & Bearman 2013a). So liegt der Erklärungsanspruch der analytischen Soziologie auch weniger in der Erklärung sozialer Phänomene auf der Makroebene, da diese als direkte oder indirekte Folge individuellen Handelns verstanden werden. Somit weist der Ansatz eine klare Mikrofundierung auf, bei welchem „the social cogs and wheels“ (Hedström & Bearman 2013a: 8) sozialer Tatbestände ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Die interessierenden Prozesse hierbei sind Handlungen von Individuen auf der einen und soziale Interaktionen auf der anderen Seite, wobei soziale Beziehungen zu anderen Individuen natürlich immer auch mit deren Handeln verknüpft sind (vgl. Hedström & Bearman 2013a: 8f.). In jedem

² Die Idee hierfür basiert auf den Überlegungen von Robert K. Merton (1968), vgl. Clark (1990).

Fall lässt sich aber festhalten, dass eine an analytischen Erklärungen interessierte Perspektive grundsätzlich auch die Interaktion mit sozialen Bezugsgruppen in Rechnung stellen muss.

Das Anliegen der analytischen Soziologie wird noch klarer, wenn eine sozialwissenschaftliche Erklärung – wie es in der Soziologie durchaus nicht unüblich ist – ihrer Konzeption nach dem Schema von Hempel bzw. Hempel und Oppenheim folgt, welches auch als „covering-law“ Modell (Hempel 1942; Hempel & Oppenheim 1948; Hempel 1962, 1965) bekannt wurde. Hiernach besteht eine sozialwissenschaftliche Erklärung vor allem darin, ein relevantes Phänomen dadurch zu erklären, dass ein allgemeingültiges Gesetz gefunden wird, welches unter Nennung spezifischer Rahmenbedingungen (das Erklärende oder *Explanans*) geeignet ist, um das Auftreten des Phänomens (also das zu Erklärende oder *Explanandum*) plausibel zu machen oder vorherzusagen. Eine Überprüfung der entsprechenden Gesetzesaussage und damit der Erklärung setzt voraus, dass empirisch und insofern nicht zuletzt statistisch überprüft wird, ob das Phänomen – etwa der Neigung, Kinder zu bekommen oder nicht – regelmäßig gemeinsam mit jenen Rahmenbedingungen auftritt, welche im entsprechenden Gesetz als ursächlich benannt werden. Die Kritik daran formulieren Hedström und Swedberg wie folgt:

„If this law is only a statistical association, which is the norm in the social and historical sciences according to Hempel, the specific explanation will offer no more insights than the law itself and will usually only suggest *that* a relationship is likely to exist, but it will give no clue as to *why* this is likely to be the case“ (Hedström & Swedberg 1998a: 8, Hervorh. im Original).

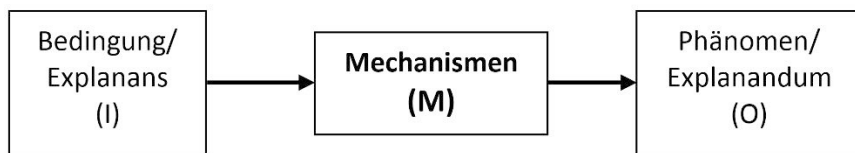
Damit wird deutlich, was soziale Mechanismen eigentlich sind: Wie bereits erwähnt handelt es sich dabei um weitere theoretische Annahmen, welche eine mittlere Reichweite haben, also weniger allgemein sind und das Ziel verfolgen, eben genau jene „black box“ des Zusammenhangs, den eine allgemeingültige Theorie postuliert, mit weiteren theoretischen Überlegungen zu füllen und damit genau zu erläutern, wie die entsprechenden Ausgangsbedingungen zu einem interessierenden Zielzustand führen. Auch wenn für den Begriff des sozialen Mechanismus – abseits

von seiner alltagssprachlichen Verwendung – inzwischen diverse Definitionen angeboten werden (vgl. Hedström & Bearman 2013a: 4ff., Hedström & Ylikoski 2010: 51), so lässt sich dieses Anliegen doch in einer einfachen Beziehung zusammenfassen:

„Assume that we have observed a systematic relationship between two entities, say *I* and *O*. In Order to explain the relationship between them we search for a mechanism, *M*, which is such that on the occurrence of the cause or input, *I*, it generates the effect or outcome, *O*. The Search for mechanisms means that we are not satisfied with merely established systematic covariation between variables or events; a satisfactory explanation requires that we are also able to specify the social ‘cogs and wheels’... that have brought the relationship into existence“ (Hedström & Swedberg 1998a: 7, vgl. Elster 1989).

Wenn also zwischen einer Ausgangsbedingung und einem untersuchten Phänomen eine systematische, statistisch relevante Beziehung besteht, so ist es die Aufgabe einer soziologischen Erklärung, ein oder mehrere analytische Konstrukte zu finden, welche diese Verknüpfung hervorrufen. Die bloße Feststellung einer Korrelation hingegen liefert keine Erklärung. Die folgende einfache Abbildung stellt diese Verknüpfung in Anlehnung an die eben zitierte Passage noch einmal schematisch dar:

Abbildung 1: Drei Schritte der soziologischen Erklärung



Quelle: Eigene Darstellung nach Hedström und Swedberg (1998a: 7ff.)

Somit kann festgehalten werden, dass die Aufdeckung sozialer Mechanismen eigentlich das zentrale Anliegen einer jeden sozialwissenschaftlichen Erklärung sein sollten (siehe auch Elster 1989; Mayntz 2004). Damit wird

aber vor allem ersichtlich, was ein sozialer Mechanismus nicht ist, nämlich die Darstellung in Form einer wie auch immer gearteten Korrelation von Variablen. Selbst der Versuch, einen derartigen Zusammenhang im Sinne von Mediations- und Suppressionsanalysen durch weitere Variablen aufzuklären, trägt bei genauerer Betrachtung nicht zur Erklärung eines kausalen Zusammenhangs bei, sofern diese nicht in einer theoretischen Auseinandersetzung mit der Art und Weise gründen, warum hier eine vermittelnde Wirkung auftritt. Kurzum sind soziale Mechanismen keine schlichten intervenierenden Variablen, sondern ihrerseits beobachtbare, kausale Prozesse, welche einer besonderen und insofern analytischen Aufmerksamkeit bedürfen (vgl. Hedström & Ylikoski 2010: 51). Hedström und Ylikoski verdeutlichen dies wie folgt: "The focus on mechanisms breaks up the original explanation-seeking why question into a series of smaller questions about the causal process" (Hedström & Ylikoski 2010: 51). Daraus lassen sich zwei wesentliche Implikationen ableiten: Erstens ist davon auszugehen, dass hinter jedem beobachtbaren, kausalen Zusammenhang möglicherweise mehrere, klar abgrenzbare Mechanismen stehen, welche dessen Auftreten erklären können. Zweitens ist hiermit natürlich offensichtlich nicht gemeint, dass soziale Mechanismen empirisch nicht prüfbar wären, sondern lediglich, dass die statistische Überprüfung die eigentliche Erklärung nicht ersetzt, sondern sie allenfalls ergänzen kann. Anhand dieser Überlegungen offenbart sich, dass das Primat der analytischen Soziologie weder in der Begründung einer allgemeingültigen Theorie über soziale Phänomene noch in deren rein statistischer Überprüfung besteht. Vielmehr ist es das Anliegen, analytische Modelle über die soziale Realität zu generieren, welche auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen tatsächlich Erklärungen für empirisch nachweisbare Zusammenhänge anbieten (vgl. Hedström & Swedberg 1998a: 13ff.).

Im vorangegangenen Kapitel wurde bereits darauf hingewiesen, dass – wie bei den meisten soziologisch relevanten Phänomenen – hier eine quasi naturgegebene Verknüpfung unterschiedlicher Aggregations Ebenen besteht. Einfacher ausgedrückt lässt sich konstatieren, dass Bedingungen auf der Makroebene sich auf Gruppen der Mesoebene und

schließlich Individuen auf der Mikroebene auswirken, welche dann aufgrund verschiedenster Prozesse Handlungsentscheidungen treffen, die sich wiederum auf Meso- und Makroebene aggregieren. Dabei ist es offensichtlich, dass all diese möglichen Verknüpfungen letztlich die Chance für analytische Erklärungen mithilfe (sozialer) Mechanismen bieten. Damit wird auch klar, dass sich wahrscheinlich hinter jedem dieser Zusammenhänge zahlreiche, analytisch tragfähige theoretische Prozesse verbergen können, welche sich nicht allgemeingültig, sondern nur für jedes Phänomen spezifisch erfassen lassen. Hieraus ergibt sich ein beinahe unendliches Universum an potenziellen Mechanismen, welche zur Erklärung sozialer Tatsachen herangezogen werden können und müssen.³ Diese Komplexität macht es nötig, eine einfache Systematik zu entwickeln, welche es ermöglicht, hier zumindest eine gewisse Ordnung zu schaffen. Hedström und Swedberg (1998) bieten dafür eine hervorragende Typologie an, welche dies leisten kann, indem sie schlicht die Abstraktionsebene benennt, auf welcher der entsprechende Mechanismus auftritt (Hedström & Swedberg 1998a: 21ff. vgl. Hedström & Bearman 2013a; Hedström & Ylikoski 2010). Eine erste Gruppe wird als *situationale Mechanismen* bezeichnet. Einfach ausgedrückt handelt es sich hierbei um die Tatsache, dass jedes Individuum sich – wie oben bereits herausgearbeitet wurde – noch vor der Wahl einer wie auch immer gearteten Handlung in einer spezifischen Situation befindet, welche durch Bedingungen einer höheren Aggregationsebene – also: der Makro- bzw. Mesoebene – charakterisiert werden kann. Eine analytische Erklärung dieses Zusammenhangs muss demnach Mechanismen anbieten, welche verdeutlichen, wie die Handlungssituation durch die gegenwärtige Gesellschaft oder soziale Bezugsgruppen beeinflusst wird. An dieser Stelle sollte deutlich werden, dass sich die vorliegende Arbeit vor allem mit diesen Mechanismen beschäftigen wird, denn Ziel ist es, zu zeigen, wie soziale Bezugsgruppen sich auf individuelle Entscheidungen für oder gegen familiales Handeln auswirken. Ein zweiter Typ sozialer Mechanismen bietet Erklärungen an, wie

³ Einen recht umfangreichen Überblick über mögliche Mechanismen liefern die Beiträge diverser Autoren in Hedströms und Bearmans Handbuch der Analytischen Soziologie (Hedström & Bearman 2013b).

der Akteur – ausgehend von der Situationsdefinition – tatsächlich eine Handlungsentscheidung trifft und diese auch umsetzt, sich also beispielsweise tatsächlich für oder gegen die Geburt eines Kindes entscheidet. Diese zweite Gruppe kann daher als *Mechanismen der Handlungswahl* bezeichnet werden. Schließlich interessieren in der Soziologie nicht selten Tendenzen und Trends, die sich gesamtgesellschaftlich ausmachen lassen – im Rahmen der Fertilitätsforschung etwa die Tatsache, dass in westlichen Ländern wie Deutschland regelmäßig das Reproduktionsniveau einer Gesellschaft unterschritten wird. Hier bedarf es einer Gruppe an Mechanismen, welche erklären, wie eine Vielzahl individueller Entscheidungen letztlich über deren Folgen und Nebenfolgen zu einem solchen Makrophänomen führen. Diese Prozesse werden als *transformationale Mechanismen* bezeichnet.

So naheliegend und aus der eingangs geschilderten, kritischen Auseinandersetzung mit der aktuellen Forschung begrüßenswert die Überlegungen der analytischen Soziologie bis hierhin sind, so offensichtlich ist auch die Frage, ob an dieser Stelle nicht auch eine gewisse Skepsis an ihren Prämissen und Kritikpunkten angebracht ist. So ist doch spätestens bei einem zweiten Blick auf dieses Paradigma überaus fraglich, ob diesen Ausführungen nicht auch aus der häufig verwendeten und in der Familiensoziologie aktuell durchaus zum Common Sense gewordenen Perspektive des *methodologischen Individualismus* (vgl. Hill & Kopp 2015b: 12), welche im folgenden Kapitel noch ausführlicher dargelegt werden soll, uneingeschränkt zugestimmt werden kann.⁴ Insbesondere in der Familiensoziologie und speziell der Fertilitätsforschung kann zunächst festgehalten werden, dass bis auf wenige Ausnahmen (siehe vor allem Abschnitt 3, vgl. Kopp & Richter 2016) der Mechanismusbegriff offensichtlich wenig Anklang gefunden hat. Die Frage, die sich hier notwendigerweise stellt, ist offensichtlich: Ist tatsächlich davon auszugehen, dass die Familiensoziologie dieses Konzept und die Diskussion der vergangenen Dekaden vollständig ignoriert hat oder handelt es sich hierbei um ein

⁴ Für eine weiterführende Diskussion siehe auch Udehn (2001) und Maurer (2006).

Missverständnis, welches darauf zurückzuführen ist, dass zwar der Begriff selbst kaum verwendet wird, das dahinter verborgene Konzept einer analytischen Öffnung der „black box“ aber durchaus breite Anwendung findet (Kopp & Richter 2016)? Hierfür ist ein zumindest ganz kurzer Blick in die Geschichte der Familiensoziologie sicher aufschlussreich, denn beginnend mit Abkehr von funktionalistischen Ideen (Klein & White 1996) hielt bereits in den 1960er Jahren mit austauschtheoretischen und ökonomischen Konzepten (siehe z.B. Homans 1961; Thibaut & Kelley 1959; Schultz 1974; Becker 1976, 1981) eine durchaus als analytisch zu bezeichnende Denktradition Einzug in die Familienforschung, welche im obigen Sinne de facto an einer Form der Erklärung interessiert war, die vor allem zeigt, wie ein gewisser (zumeist ökonomisch verstandener) Zustand auf der Mikroebene zu Handlungsentscheidungen führt. Über diese Modelle entstand in den vergangenen Dekaden gerade in der Familienforschung große Einigkeit, sodass sie heute kaum mehr thematisiert bzw. problematisiert, sondern standardmäßig zur Erklärung verschiedenster Tatbestände herangezogen werden (vgl. Hill & Kopp 2015a: 224ff.). Selbst die Unterschiede zwischen beiden Ansätzen scheinen kaum mehr Thema zu sein, stattdessen werden ihre Parallelen betont, welche sich in der Annahme eines (ökonomisch) rationalen Akteurs finden, der zur Maximierung seines eigenen Nutzens in einer Partnerschaft die Vergemeinschaftung von Ressourcen bzw. die gemeinsame Investition bevorzugt, auch in die Geburt von Kindern (Klein & White 1996; Hill & Kopp 2015a). Ohne einen solchen theoretischen Diskurs an dieser Stelle überstrapazieren zu wollen zeigt sich hieran recht eindeutig, dass dahinter durchaus die Frage nach dem Mechanismus verborgen ist, wie der Prozess der Handlungsentscheidung – ausgehend von einer Bedingung – denn eigentlich abläuft, auch wenn der Begriff schlicht keine Verwendung findet. Doch handelt es sich hierbei um eine im Sinne der analytischen Soziologie mechanistische Erklärung? Einerseits kann dies bejaht werden, denn das Interesse an der „black box“ im Zusammenhang zwischen der Bedingung und der entsprechenden Handlung ist offensichtlich. Andererseits muss dies aber zum Teil auch verneint werden, denn zum einen wird die Annahme des rationalen Akteurs hier ex ante postuliert, zum anderen entspricht sie eher

einer Beschreibung des Prozesses, hinter dem sich die eigentlichen Mechanismen verbergen. Zudem verbleibt diese Annahme – um in der Terminologie der analytischen Soziologie zu bleiben – auf der Ebene der Mechanismen einer Handlungswahl, während vor allem situationale Bedingungen als gegeben vorausgesetzt, nicht aber in ihrer Wirkung analytisch verdeutlicht werden. Zusammenfassend kann also festgehalten werden: Sofern die üblichen theoretischen Annahmen der Familiensoziologie – basierend auf austauschtheoretischen oder ökonomischen Ideen – als analytische Ansätze verstanden werden sollen, so ist zumindest zu kritisieren, dass sie die Ebene einer mechanistischen Erklärung nicht in Gänze erreichen, die erklärenden Prozesse zu implizit sind und demzufolge einer weiteren, analytischen Annäherung bedürfen.

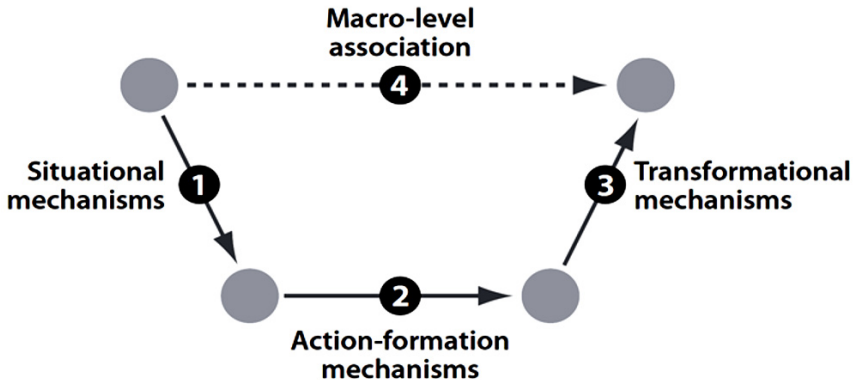
Nun mag eingewendet werden, dass der methodologische Individualismus, wie ihn beispielsweise Coleman (1990) oder Lindenberg (1990) verstehen, hierbei durchaus eine solche analytische Öffnung möglich machen und sogar eindeutig vorsehen, da sie auf ebendiese Mehrdimensionalität der soziologischen Erklärung verweisen. Wie angekündigt soll dieser berechtigte Einwand im folgenden Kapitel explizit herausgearbeitet werden. Damit wäre aber klar, dass die analytische Soziologie als Alternative zu klassischen Ideen der soziologischen Erklärung kaum einen Mehrwert liefert. Doch auch eine solche Diagnose erscheint unangemessen und konterkariert das wirkliche Anliegen dieser Denktradition. Um dies zu veranschaulichen ist hier zunächst einmal zu erörtern, ob es sich bei der analytischen Soziologie, wie es vielleicht gelegentlich den Anschein hat, überhaupt um einen solchen Gegenentwurf handelt oder ob hier lediglich eine gewisse Akzentverschiebung zugunsten mechanistischer Erklärungen intendiert ist. Bereits bei der Lektüre der einschlägigen Literatur zum Mechanismusbegriff fällt auf, dass die analytische Soziologie diesen offenbar überhaupt nicht als Alternativentwurf zu gebräuchlichen Verfahren der Soziologie versteht:

“As is evidenced throughout this volume, the mechanism-based approach is not in opposition to traditional experimental and nonexperimental approaches. Such methods are essential for adjudicating between rival mechanisms and for distinguishing the relevant activities

and relations of a mechanism from the irrelevant ones. The difference instead centers on whether one should rest with establishing statistical associations or whether one should follow the analytical strategy and aim for models which show how a proposed mechanism generates the outcome to be explained" (Hedström & Bearman 2013a: 6).

Wie an diesem Auszug deutlich werden sollte, geht es also gar nicht unbedingt darum, die üblichen Verfahrensweisen der Soziologie zu ersetzen, sondern eben um jene Akzentverschiebung, welche eben genannt wurde. Hierbei ist nichts anderes gemeint als der Versuch, der statistischen Prüfung von Zusammenhängen den Status der Erklärung zu nehmen, welchen sie – wie geschildert – ohnehin nicht leisten kann, und dafür das Primat der sozialwissenschaftlichen Erklärung auf jene Prozesse zu lenken, welche durch derartige Zusammenhänge repräsentiert werden. Somit ist festzuhalten, dass die analytische Soziologie also keinen klaren Gegenentwurf zum methodologischen Individualismus vorsieht, sondern eher eine absolut notwendige Ergänzung hierzu darstellt. Mehr noch ist offenkundig, dass die Grundannahmen des methodologischen Individualismus selbst durchaus eine enge Verbindung zum Mechanismuskonzept aufweisen, je nachdem, wie man die entsprechenden Annahmen formuliert. Sofern hierunter nämlich nicht der geschilderte „covering-law“-Ansatz im Sinne des Hempel-Oppenheim-Modells gemeint ist, welches die Formulierung eines allgemeinen Gesetzes und seiner Rahmenbedingungen zum Explanans der Erklärung erhebt, so hat das bekannte Modell (siehe insbesondere Coleman 1990; Lindenberg 1990; Udehn 2001) offensichtliche Anknüpfungspunkte zum Mechanismusbegriff (vgl. Hedström & Swedberg 1998a: 11ff.; Hedström & Ylikoski 2010: 58ff.). Dies zeigt sich allein schon an der Darstellung der oben präsentierten Typologie sozialer Mechanismen, welcher - wie Abbildung 2 zeigt - eine verblüffende Ähnlichkeit zu etwa jener von Coleman oder Lindenberg aufweist.

Abbildung 2: Typologie sozialer Mechanismen von Hedström und Swberg (1998)

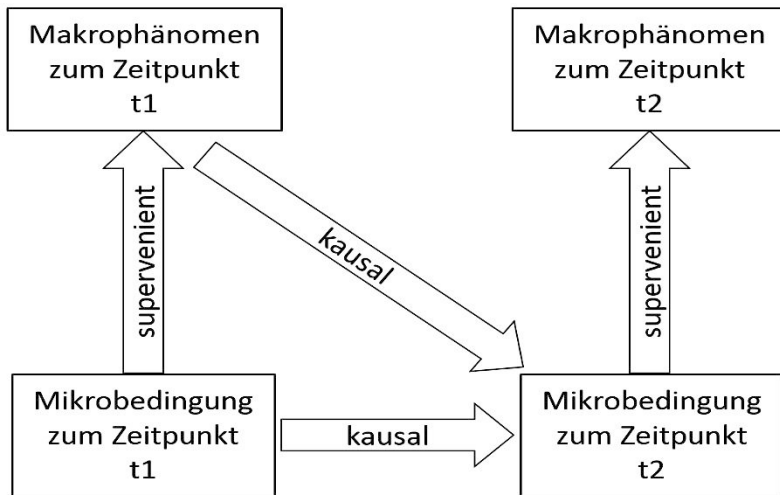


Quelle: Hedström & Ylikoski (2010: 59)

Zu einer ganz ähnlichen Erkenntnis führt die Beschäftigung mit der sogenannten Supervenienz, welche von Hedström und Bearman (2009: 9ff.) zur Veranschaulichung der Verknüpfung von Mikro- und Makroebene herangezogen wird (Kim 1993, 2005; Hoyningen-Huene 2009). Dieser primär philosophische Ansatz geht davon aus, dass es nicht nur kausale, sondern zudem superveniente Zusammenhänge zwischen Eigenschaften gibt. Das bedeutet, dass die Veränderung einer Eigenschaft zwangsläufig die Veränderung einer zweiten zur Folge hat. Dies unterscheidet sich laut Hedström und Bearman in einem entscheidenden Punkt von einer schlichten Kausalbeziehung: Letztere impliziert, dass die Veränderung einer spezifischen Eigenschaft A zu einem Zeitpunkt t_1 die Veränderung einer zweiten Eigenschaft B zu einem späteren Zeitpunkt t_2 auslöst. An dieser Stelle findet eine analytische Erklärung einen fixen Anhaltspunkt, denn hierbei ist es möglich, (soziale) Mechanismen dieser ausgelösten Zustandsänderung zu identifizieren, also den Prozess, welcher zur Veränderung in B führt. Eine superveniente Beziehung hingegen eröffnet diese

Möglichkeit nicht, denn die Zustandsänderung in B folgt hierbei zwar ebenfalls einer Änderung in A, allerdings quasi zeitgleich als direkte Konsequenz und ohne, dass hierbei irgendein Prozess stattfinden würde, welcher entsprechenden Veränderungen „zwischengeschaltet“ wäre. Dies leuchtet nicht unmittelbar ein, wird aber klar, wenn Hedström und Bearman die Verknüpfung von Mikro- und Makroebene als superveniente Beziehung charakterisieren (vgl. Hedström & Bearman 2013a: 10). Einfach ausgedrückt hat nämlich jegliche Veränderung der regelmäßigen Verhaltensweisen von Individuen auf der Mikroebene direkt und unmittelbar die Konsequenz, dass sich auch Strukturen auf der Aggregatebene verändern. Am Beispiel der Fertilität lässt sich diese Beziehung noch einfacher erläutern: Sofern eine Vielzahl der Akteure einer Gesellschaft – aus welchen Gründen auch immer – sich entscheidet, auf Kinder zu verzichten, so hat dies unmittelbar und zwangsläufig zur Folge, dass die Geburtenrate dieser Gesellschaft zurückgeht. Die Veränderung der Geburtenrate folgt also nicht nur im Sinne einer mechanistischen Verknüpfung aus der Änderung in den individuellen Präferenzen, sondern sie geht zumindest zum Teil durch einfache Aggregation logisch und nahezu zeitgleich mit ihr einher. Dieses Argument spricht abermals gegen die Idee, Phänomene auf der Makroebene in den Fokus der Erklärung zu rücken, sondern verschiebt die Aufmerksamkeit wiederum auf die Mikroebene: Sofern es das Ziel ist, soziale Tatbestände auf der Aggregatebene zu verstehen, so muss davon ausgegangen werden, dass zum Teil keine kausalen, sondern logische Konsequenzen von Vorgängen auf der Akteursebene sind. Um die Komplexität dieser ohnehin nicht unbedingt eingängigen Logik nicht weiter zu verkomplizieren, ist an dieser Stelle vereinfacht zu konstatieren, dass die entsprechenden Vorgänge auf der Mikroebene ihrerseits aber nicht aus dem Nichts entstehen, sondern selbst verursacht werden. Hier ist nun aber durchaus von kausalen Ursachen auszugehen, welche den entsprechenden Eigenschaften sowohl auf der Mikro- als auch auf der Makroebene auch zeitlich vorgelagert sind. Diese Verknüpfungen werden zur Vereinfachung in Abbildung 3 schematisch dargestellt.

Abbildung 3: Makrodynamiken aus der Supervenienz-Perspektive



Quelle: Eigene Darstellung nach Hedström & Bearman (2013a: 11)

Derartige Beziehungen lassen sich mithilfe sozialer Mechanismen verstehen und erklären. Die Darstellung macht deutlich, wozu eine solche Diskussion im Rahmen der vorliegenden Arbeit eigentlich nützt: Reduziert man sie auf jene Beziehungen, die im Sinne kausaler Mechanismen überhaupt erfasst werden können, so ergibt sich daraus abermals – nur in etwas abgewandelter Form – das logische Schema des methodologischen Individualismus: Makrophänomene sind demnach die Aggregation von Handlungen auf der Mikroebene, welche ihrerseits durch makrostrukturelle Gegebenheiten und Eigenschaften des Individuums beeinflusst werden. Auch aus diesem Blickwinkel zeigt sich also die unmittelbare Nähe der analytischen Soziologie zum ursprünglichen Erklärungsprinzip.

Diese offensichtliche Ähnlichkeit sollte allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die Autoren natürlich dennoch keinem Konzept

des methodologischen, sondern ausschließlich dem des strukturellen Individualismus verpflichtet fühlen (siehe oben, vgl. Hedström & Ylikoski 2010: 60). Erneut wird deutlich, worin die Hauptunterschiede zwischen diesen beiden Konzepten bestehen: Primat der wissenschaftlichen Erklärungen liegt eben nicht in Phänomenen und Assoziationen auf der Makroebene (wobei eine Mikrofundierung postuliert wird) oder allein bei Akteuren und deren Handlungswahl auf der Mikroebene (wobei Ursachen und Folgen auf der Makroebene postuliert werden) sondern eben gerade in jenen Verknüpfungen und vor allem den dahinter verborgenen Prozessen zwischen den Elementen dieses Beziehungsgefüges, welche oben als Mechanismen bezeichnet wurden. Hierin zeigt sich also die angekündigte Akzentverschiebung eines ansonsten sehr ähnlichen, wenn nicht deckungsgleichen Denkprinzips. Der zweite und für diese Arbeit ganz zentrale Unterschied besteht darin, dass es sich hierbei in einem ganz wesentlichen Ausmaß um *soziale* Mechanismen handelt, bei denen Gegebenheiten und Prozesse der zwischenmenschlichen Interaktion und nicht zuletzt sozialer Netzwerke eine herausragende Rolle spielen:

“Structural individualism differs from most formulations of methodological individualism by emphasizing the explanatory importance of relations and relational structures. It does not require that all explanatory facts are facts about individual agents in the strict sense: Facts about topologies of social networks; about distributions of beliefs, resources, or opportunities; and about institutional or informal rules and norms can have a significant role in mechanism-based explanations” (Hedström & Ylikoski 2010: 60).

Mit dieser Einschätzung wird deutlich, welchen Stellenwert die analytische Soziologie im Kanon der paradigmatischen Diskussion um sozialwissenschaftliche Erklärungsmodelle eigentlich einnimmt: Es handelt sich hierbei um eine analytische Novellierung, die das Ziel verfolgt, eben jenen Prozessen, welche das zu untersuchende Phänomen letztlich konstituieren, eine zentralere Rolle im Forschungs- bzw. Erklärungsprozess einzuräumen. Einfach ausgedrückt ist demnach festzuhalten, dass beide Paradigmen notwendigerweise komplementär sind und eben nicht konzeptuell nebeneinander stehen, sondern im Forschungsprozess durchaus fruchtbar kombiniert werden sollten. Dieser Gedanke ist Grundlage der

vorliegenden Arbeit: Es soll an einem klar definierten, familiensoziologischen Phänomen wie der Fertilität gezeigt werden, wie aufschlussreich die Integration der analytischen Soziologie und – wie gezeigt werden konnte damit unmittelbar verknüpft – der Netzwerkperspektive in das klassische Erklärungskonzept des methodologischen Individualismus sein kann. Bevor nun also tatsächlich die Mechanismen des Einflusses sozialer Netzwerke auf die Fertilität identifiziert werden können, soll in den folgenden Kapiteln zunächst auf Basis einer ausführlicheren Auseinandersetzung mit dem methodologischen Individualismus eine solche analytische Öffnung und Integration des Mechanismuskonzeptes auf der einen und der Netzwerkidee auf der anderen Seite in die verbreiteten Modellvorstellungen der Fertilitätsforschung vorgenommen werden.

2.2 Logik der Situation in Fertilitätsprozessen – Der Einfluss sozialer Nahumwelten im methodologischen Individualismus

Das eben im Rahmen der Diskussion um die Anwendbarkeit des methodologischen Individualismus bereits rudimentär vorgestellte Modell, welches die eingangs geschilderten, quasi natürlichen Verknüpfung zwischen Mikro- und Makroebene berücksichtigt und im Gegensatz zur analytischen Soziologie auch in der Familienforschung verbreitet ist, findet sich in der individualistische Erklärungen kollektiver Phänomene, wie sie beispielsweise von Boudon (1980), Coleman (1990), Lindenberg (1990) oder Esser (1999a: 94ff., vgl. Esser 1999b) vorgeschlagen werden. Hiernach besteht ein Hauptanliegen sozialwissenschaftlicher Forschung zwar durchaus darin, makrosoziologische Phänomene wie z.B. unterschiedlichen Geburtenraten auf ebenfalls makrosoziologische Kollektivmerkmale zurückzuführen. Dies geschieht aber – entgegen der ursprünglichen Kritik, welche sich seitens der analytischen Soziologie ausmachen lässt – gerade nicht empiristisch anhand der Darstellung korrelativer Beziehungen oder gar auf Basis der sogenannten *Kollektivhypothesen*. Unter letzteren sind Versuche zu verstehen, welche kollektive Phänomene allein dadurch

zu erklären versuchen, dass die kollektiven Rahmenbedingungen in Form aggregierter Merkmale benannt und empirisch geprüft werden, die als distale Ursache für den entsprechenden sozialen Tatbestand zu sehen sind. Um das obige Beispiel hinsichtlich der Erklärung des allgemein niedrigen Geburtenniveaus in der Bundesrepublik Deutschland aufzugreifen, könnte hierunter exemplarisch der Versuch verstanden werden, diese dadurch zu erklären, dass die politische und wirtschaftliche Lage des Landes eine allgemeine Vereinbarkeitsproblematik zwischen der Familiengründung und der Berufsbiographie hervorruft (vgl. Kreyenfeld et al. 2001; Kreyenfeld et al. 2002; Pollmann-Schult 2015). Es ist an dieser Stelle nicht das Ziel, dem Wahrheitsgehalt dieser Behauptung nachzugehen. Vielmehr lässt sich daran abermals sehr eindrucksvoll zeigen, dass es sich dabei noch gar nicht um eine tragfähige Erklärung handelt, auch wenn diese Hypothese mehr als naheliegend ist und wahrscheinlich auch zutrifft. Der Grund hierfür ist offensichtlich, denn bei näherer Betrachtung impliziert eine solche Kollektivhypothese – wie auch die bereits angesprochene Wirksamkeit informeller Unterstützung und deren Einbeziehung in individuelle Handlungsentscheidungen – bereits eine differenziertere Behauptung auf der Ebene des individuellen Wahrnehmens und Handelns, also der Mikroebene. Damit nämlich eine wirtschaftliche oder politische Situation überhaupt einen Einfluss auf ein aggregiertes Merkmal wie die Geburtenrate haben kann, muss sie sich in einer wie auch immer gearteten Weise auf die Handlungen von Akteuren auswirken, deren Aggregation, etwa im Sinne transformationaler Mechanismen (siehe Abschnitt 2.1), schließlich zum Phänomen auf der Makroebene führt. So ist dem genannten Beispiel implizit, dass die politische und wirtschaftliche Situation sich in irgendeiner Weise systematisch auf das individuelle Geburtenverhalten einer großen Zahl von Akteuren auswirkt, welches die eigentliche, also proximale Ursache des kollektiven Phänomens darstellt. Die unterstellte Vereinbarkeitsproblematik nämlich setzt voraus, dass ein Akteur nicht nur die entsprechenden makrostrukturellen Bedingungen wahrnimmt, sondern sie gleichermaßen als eine die Situation seines Handelns beeinflussende Determinante definiert und – ausgehend davon – sein Handeln durch Mechanismen der Handlungswahl (siehe Abschnitt

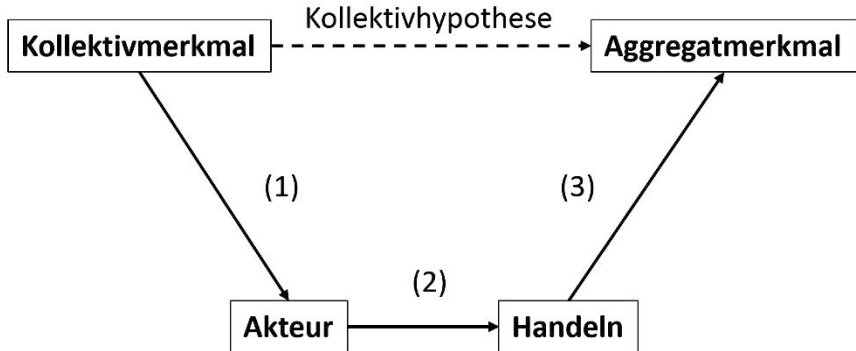
2.1) an die entsprechenden Rahmenbedingungen anpasst. Anhand dieses einfachen Beispiels wird offenkundig, dass das theoretische Primat der sozialwissenschaftlichen Erklärung eines kollektiven Phänomens grundsätzlich mit individuellem Entscheiden und Handeln von Akteuren zu tun hat und somit auf der Mikroebene bzw. eben den Mechanismen der Verknüpfung zwischen Bedingungen auf der Makroebene und der individuellen Handlungssituation zu suchen ist. Auch dies wurde eben in der Diskussion um die Stellung der analytischen Soziologie bereits vorgestellt, nämlich als situationale Mechanismen. Sofern eine Erklärung also über eine bloße Beschreibung der Situation auf einer aggregierten Ebene hinauszugehen beansprucht, müssen sämtliche Makrophänomene dieser Art immer als Konsequenz vieler individueller Handlungsentscheidungen und deren Folgen bzw. auch eventuell unintendierten Nebenfolgen (vgl. z.B. Esser 1999b: 344ff.) wahrgenommen werden. Im Umkehrschluss – und damit für diese Arbeit zentral – bedeutet dies aber auch, dass jeglicher Versuch der Erklärung sozialer Phänomene stets auf individuelles Handeln zurückgeführt werden kann und muss.⁵ Diese Überlegungen gelten natürlich auch für den hier betrachteten Gegenstand, denn schließlich liegt auch den oben bereits beschriebenen Geburtenwellen schlicht eine Kollektivhypothese zugrunde: Wenn es zu einem vermehrten Auftreten von Geburten in einer sozialen Gruppe kommt, dann beschleunigt dieses sich selbst. Im Gegensatz zum ersten Beispiel der allgemeinen Geburtenentwicklung, bei welcher die individualistische Komponente der Erklärung so naheliegend scheint (und wie bereits erwähnt soll an dieser Stelle keine Diskussion darüber geführt werden, ob dies denn überhaupt den Tatsachen entspricht oder nicht), ist diese Hypothese viel expliziter erklärungsbedürftig: Warum führt ein häufigeres Auftreten von Kindern in einer sozialen Einheit bei ansonsten unveränderten Bedingungen zu einer höheren Wahrscheinlichkeit, dass sich ein Individuum selbst für generatives Handeln entscheidet? Eine Erklärung auf Basis einer solchen

⁵ Ein ähnliches Modell findet sich bereits bei Burt 1982, welcher einen permanenten Interaktionszusammenhang zwischen sozialen Kontexten, den Wünschen und Interessen des Akteurs und seinen tatsächlichen Handlungen hervorhebt (vgl. Keim 2011: 24).

Annahme – also, dass Geburtenwellen deshalb auftreten, weil es innerhalb der sozialen Bezugsgruppe zu einer steigenden Kinderzahl gekommen ist und dies zu einer höheren individuellen Geburtenneigung führt – ist augenscheinlich unvollständig (Schnell et al. 2005: 70), wenn nicht gar tautologisch, denn sie enthält ihrerseits implizit theoretische Annahmen darüber, dass die kollektive Situation sich auf individuelles Geburtenverhalten auswirkt, nicht aber, wie dieser Prozess vonstattengeht. Somit wird deutlich, dass für eine Erklärung des Phänomens nicht nur die korrelative Verknüpfung zweier Makro-Phänomene, sondern vielmehr ihre Wirkungsweise über den einzelnen Akteur enthalten und somit diese impliziten Gesetzmäßigkeiten als tatsächliche soziale Wirkmechanismen explizieren muss.

Bis hierhin deckt sich die Argumentation recht deutlich mit jener der analytischen Soziologie, allerdings basiert sie auf den reinen Annahmen des methodologischen Individualismus, welcher nicht nur als Rahmenmodell für die eben diskutierten Ansprüchen einer programmatischen Verknüpfung von Kollektiv- und Individualebene, sondern auch als Anhaltspunkt für die Beantwortung der Frage, wie soziale Bezugsgruppen sich letztlich auswirken und welche Mechanismen hier wirken, völlig ausreichend ist, sofern er nur konsequent angewendet wird. Abbildung 4 stellt das Prinzip einer vollständigen soziologischen Erklärung schematisch dar. Die Forderung des Ansatzes sieht eine Erklärung sozialer Prozesse als eine Verkettung von drei grundlegenden Prozessen vor, die gemeinhin als Situations- (1), Selektions- (2) und Aggregationslogik (3) bezeichnet werden. Bei dieser Darstellung handelt es sich selbstverständlich nur um ein sehr einfaches Basismodell, doch es zeigt insbesondere anhand der drei genannten Prozesse, dass die Idee einer mechanistischen Verknüpfung der einzelnen Elemente der Abstraktionsebenen, welche die analytische Soziologie als zentrales Anliegen des Erklärungsprozesses herausgearbeitet hat, hier durchaus explizit angelegt ist.

Abbildung 4: Drei Schritte der soziologischen Erklärung im methodologischen Individualismus



Quelle: Eigene Darstellung nach Coleman (1990)

Auch die klare Mikrofundierung einer solchen Erklärung ist hieran sehr deutlich nachweisbar: Am Beispiel fertilen Handelns kann auch hier recht schnell festgestellt werden, dass es sich dabei primär um ein Phänomen auf der Mikroebene handelt, nämlich der durch strukturelle Gegebenheiten beeinflussten individuellen Umsetzung der Entscheidung eines Akteurs dafür oder dagegen, welche sich durch verschiedene Prozesse der Aggregation zu einem makrosoziologisch bedeutsamen Phänomen kumuliert. Daher soll hier in der Ausführung zunächst auch mit dem zweiten Schritt (2) der Erklärung begonnen werden, nämlich dem der Handlungsselektion. Theoretisch betrachtet verbirgt sich dahinter schlicht die Frage nach den Gesetzmäßigkeiten, letztlich also den Mechanismen der Wahl zwischen verschiedenen Handlungsalternativen. Am Beispiel der Fertilität etwa lässt sich diese Entscheidung darauf herunterbrechen, dass ein Akteur die Wahl für oder gegen generatives Handeln zu treffen hat. Dies ist natürlich übertrieben vereinfacht, denn die Handlungsoptionen

in diesem Feld sind keinesfalls derart dichotom – vielmehr bestehen weitere Optionen wie beispielsweise der Aufschub der Entscheidung einer Familiengründung (vgl. Schulze 2009; Birg et al. 1990; Pötsch 2013) oder schlicht die „Entscheidung“, sich darüber keine Gedanken zu machen. Grundlegend kann aber festgehalten werden, dass dem Akteur verschiedene Handlungsoptionen zur Verfügung stehen, zwischen denen eine Wahl getroffen werden muss. Es bedarf also eines handlungstheoretischen Ansatzes, welcher die Frage beantwortet, wie die Selektion des Handelns ausfällt. Die soziologische Debatte um die Angemessenheit möglicher Handlungstheorien ist reichhaltig und ist in ihrer Tiefe nicht Gegenstand dieser Arbeit (vgl. Esser 1999a: 95). Daher soll hier nur beispielhaft auf einen sehr einfachen theoretischen Ansatz eingegangen werden, welcher für die entsprechende Handlungsselektion eine systematische Erklärung im deduktiv-nomologischen Sinne bzw. aus der Sicht der in der Familienforschung verbreiteten ökonomischen Theorie der Familie (vgl. Hill & Kopp 2015a: 224ff.) anbietet und sie so theoretisch fassbar macht, nämlich die sogenannte SEU-Theorie (subjectiv expected utility, vgl. Esser 1999b: 344ff.). Hiernach wird die individuell wahrgenommene Anreizstruktur bei der Entscheidung zu individuellem Handeln berücksichtigt. Der Vorzug dieses Konzeptes im Vergleich zu anderen ökonomischen oder austauschtheoretischen Ansätzen ist, dass diese Anreizstruktur nicht etwa objektiver Natur ist, sondern rein subjektiv, also abhängig davon, welche Handlungsalternativen von einem Individuum wahrgenommen und – ebenfalls unabhängig von objektiven Kriterien – wie diese im Hinblick auf ihre zu erwartende Kosten-Nutzen-Bilanz bewertet werden. Somit wählt der Akteur also immer jene Handlungsalternative, welche sich subjektiv und situativ als die für ihn günstigste darstellt, ohne dass ihm ein vollständiges Wissen um alle möglichen Handlungsalternativen oder absolute Rationalität unterstellt werden müssten (vgl. Esser 1999b: 204, 215ff.; 295ff.). Hierbei handelt es sich um ein „typische[s] *Problem des RC Programms*“ (Raub 2010: 276), nämlich die Unterstellung eines erheblichen Wissens um mögliche Alternativen und was diese in einer sozialen Situation bei signifikanten Anderen im sozialen Umfeld bewirken. Die SEU-Theorie bietet hierfür augenscheinlich eine galante Alternative,

denn sie kommt ohne die Unterstellung derartiger kognitiver Meisterleistungen aus und beschränkt sich auf das, was ein Akteur in einer spezifischen Situation subjektiv antizipiert, ohne dass diese Wahrnehmung ein Anspruch auf Vollständigkeit oder Korrektheit immanent wäre. Ganz im Gegenteil: Selbst wenn – etwa aus der Perspektive der Ethnomethodologie oder des symbolischen Interaktionismus (vgl. z.B. Lois 2015: 259) – angenommen würde, dass das Handeln in spezifischen Situationen auf intuitivem Handlungswissen beruht und überhaupt kein bewusster Abwägungsprozess stattfindet, so ist diese Sichtweise problemlos anschlussfähig (vgl. Diefenbach 2009: 279). In diesem Fall nämlich beruht das Handeln in einer Situation auf gelernten oder tradierten Handlungsheuristiken, die – anders ausgedrückt – nicht mehr sind als ein intuitives Verständnis dafür, welche Handlungsweisen in einer Situation angemessen sind, um erwünschte Zustände zu erreichen und negative Folgen zu vermeiden. Das heißt: Die intuitive Wahl der situativ korrekten Handlungsoptionen wäre nicht nur in höchstem Maße rational, sondern ebenso mehr als effizient, da eine zeitaufwendige kognitive Verarbeitung nicht notwendig wäre. Eine solche Diskussion soll und kann an dieser Stelle nicht geführt werden und sie ist für den Fokus dieser Arbeit auch nicht notwendig, denn eine Auseinandersetzung mit sozialen Mechanismen und deren Wirken auf individuelles Handeln setzt deutlich früher an und überlässt die Wahl der entsprechenden Handlungstheorie dem Anwender. Mehr noch soll sich im Rahmen dieser Arbeit zeigen, dass insbesondere eine theoretische Offenheit gegenüber anderen Handlungstheorien (siehe z.B. Abschnitt 3.2) häufig dazu führt, dass der Wirkungsweise entsprechender Mechanismen deutlich zielgerichteter auf den Grund gegangen werden kann, als dies durch die Festlegung auf eine rein ökonomische Theorie des Handelns möglich wäre. Die Annahme eines subjektiven Abwägungsprozesses dient in diesem frühen Stadium der Überlegung – und insofern beispielhaft – lediglich der Vereinfachung. Diese besteht insbesondere auch darin, dass ohne weiteres deutlich wird, dass das Resultat eines solchen Bewertungsprozesses natürlich – und auch das sei der Vollständigkeit halber betont – auch die Unterlassung einer Handlung sein

kann, etwa um entstehende Kosten (z.B. negative Sanktionen) zu vermeiden. Doch so breit das Interesse an der Logik der Selektion im Sinne von Handlungstheorien ist, so klar machen beispielsweise Hill und Kopp (2015), welche Rolle ihr in der Diskussion um vollständige Erklärungen zukommt:

„Wichtig scheint uns, dass die handlungstheoretische Erklärung familialen Handelns seine soziale Bedingtheit und seine intendierten und nichtintendierten Folgen ins Zentrum der Analysen stellt. Die Handlungstheorie selbst ist dabei notwendig, aber ihr gebührt zweifelndfrei nicht das soziologische Hauptinteresse“ (Hill & Kopp 2015: 12)

Dieses „Plädoyer für eine theoriegeleitete und empirisch begründete Familienforschung“ (ebd.) gründet ebenfalls nicht in einer neuen Einsicht der Erkenntnisforschung, sondern in den Ausführungen von Popper, welcher bereits vor Jahrzehnten erkannte, dass eine an der analytischen Erklärung des Handelns interessierte Forschung sogar gänzlich ohne Vorstellungen über die genauen Prozesse der Handlungsselektion auskommt oder sich diese zumindest auf „relativ einfache handlungstheoretische Modelle“ (Hill & Kopp 2015a: 214) herunterbrechen lassen, sofern das Interesse darin besteht, zu zeigen, inwiefern das Handeln einer entsprechenden Situation objektiv angemessen ist (vgl. Popper 1972; Hill & Kopp 2015b: 12).

Dass sich individuelle Handlungen samt ihrer intendierten und un-intendierten Folgen (vgl. Popper 1972; Esser 1999b: 344ff.; Hill & Kopp 2015b; Hill & Kopp 2015a) schließlich im Sinne der Aggregationslogik (3) zu makrosoziologischen Kennwerten, z.B. regionalen oder gar nationalen Geburtenraten aufsummieren oder eben Phänomene wie eine wellenförmige Häufung von Geburten hervorrufen, sei hier ebenfalls nur der Vollständigkeit halber noch einmal erwähnt. Auch dass es sich hierbei nicht um triviale, sondern im Sinne der oben genannten Mechanismen der Aggregation um möglicherweise komplexe Prozesse handelt, welche einer analytischen Aufmerksamkeit bedürfen (vgl. vor allem Hill & Kopp 2015a), soll an dieser Stelle nicht verschwiegen werden, aber ihnen ist sicherlich eine eigene Arbeit zu widmen. Der Gegenstand der vorliegenden Überlegungen ist gerade nicht die Analyse von Transformationsregeln,

wie aus individuellem Handeln kollektive soziale Konsequenzen entstehen (vgl. Esser 1999a: 96ff., 1999b: 405ff.), sondern beschäftigt sich viel mehr mit dem zweiten Punkt, der sich hier als wesentliches Element der Erklärung herauskristallisiert hat, nämlich dem Phänomen der strukturellen und insbesondere der sozialen Beeinflussung des familialen Handelns. Konkret stellt sich hier also die Frage, wie situative Faktoren oder Rahmenbedingungen auf der Makroebene über soziale Nahumwelten auf jene Entscheidung für oder gegen generatives Handeln wirken, also wie sie letztlich die soziale Situation bestimmen, aus der das individuelle Handeln resultiert. Dieser Fokus setzt im obigen Modell also in Schritt (1) der Erklärung an und somit, wie beschrieben, noch vor der Wahl der Handlung. Hiermit lässt sich also aus dem methodologischen Individualismus ein klarer Bogen zur analytischen Soziologie schlagen: Was hier gesucht ist, sind die expliziten situationalen Mechanismen einer sozialen Beeinflussung fertilen Handelns. Und auch diese sind im methodologischen Individualismus durchaus eindeutig angelegt, nämlich im Rahmen der sogenannten „Brückenhypothesen“ (Esser 1999b: 15, vgl. Hill & Kopp 2015a). Diese Annahmen nämlich sind nichts anderes als der Versuch, die objektiven Möglichkeiten und Grenzen einer spezifischen Handlungssituation durch weitere theoretische Überlegungen mit den subjektiven Erwartungen und Bewertungen des Akteurs zu verknüpfen, um die dahinter verborgenen Wirkmechanismen herauszuarbeiten. Diese „Logik der Situation“ (siehe vor allem Esser 1999b: 387ff.; vgl. Lindenberg 1996) wird zum einen durch die individuellen Eigenschaften des Handelnden bestimmt. Hierzu zählen ökonomische, soziale und kulturelle Ressourcen ebenso wie psychosoziale Dispositionen. Hinzu kommen die Determinanten des sozialen Umfeldes, welche einerseits einen soziokulturellen Bezugsrahmen (z.B. über Normen und Werte) für jedes Handeln darstellen, zum anderen aber auch diverse Opportunitätsstrukturen beinhalten. Entsprechende Brückenhypothesen schaffen somit die Verbindung zwischen dem sozialen Kontext als solchem auf einer Makro- bzw. Mesoebene und der spezifischen, individuell wahrgenommenen Handlungssituation, die daraus resultiert. Am konkreten Gegenstand dieser Arbeit

lässt sich demnach festhalten, dass ein Individuum bei einer Entscheidung für oder gegen fertiles Handeln vor allem situative (Anreiz-)Strukturen im obigen Sinne berücksichtigt – welche ihrerseits durch Kollektivmerkmale bedingt werden – um damit zunächst subjektiv die Handlungssituation zu definieren, in der es sich befindet (siehe Esser 1999b: 35ff.).

Hierbei verdeutlicht sich auch, warum es trotz einem situativen, dem Handeln vorgelagerten Fokus dennoch attraktiv ist, eine einfache handlungstheoretische Modellierung im Sinne der SEU-Theorie im Hinterkopf zu behalten, denn hieran wird vor allem die subjektive Komponente der Entscheidung erkennbar:

„Damit [gemeint ist der Begriff der Situationsdefinition durch Thomas und Znaniecki (1927), d. Verf.] wird ein Vorgang angesprochen, auf den praktisch sämtliche soziologischen Erklärungen des sozialen Handelns immer wieder mit besonderem Nachdruck hingewiesen haben: Daß sich aus den objektiven Bedingungen der Situation und aus den erworbenen und mitgebrachten inneren Einstellungen und Zielen der Akteure das Handeln nicht unmittelbar, sondern erst über einen besonderen Zwischenschritt erklären läßt: Den Schritt einer eigenen – und zwar subjektiven – *Definition* der Situation durch den Akteur“ (Esser 1999b: 37; Hervorh. im Original).

Kurzum muss der Erklärungsanspruch also darin liegen, zu zeigen, welche Funktion sozialen Nahumwelten bei der Formulierung von Brückenhypothesen der Auswirkung von Kollektivmerkmalen auf die Situation und vor allem deren subjektiver Wahrnehmung bzw. Definition durch die entsprechenden Akteure haben, in der die Entscheidung für oder gegen die Geburt eines Kindes getroffen wird. An dieser Stelle sei vorweggenommen, dass – wie im Folgenden noch ausführlich zu diskutieren sein wird (siehe Abschnitt 3) – es sich bei dieser hier als „Entscheidung“ bezeichneten Handlungsselektion weder um ein punktuelles Ereignis noch zwangsläufig um einen bewussten Willensakt handeln muss, sondern dass diese ein nicht selten längerfristiger Prozess ist, bei dem es insbesondere subtile und möglicherweise sogar unbewusste Mechanismen sind, über die soziale Nahumwelten ihre Wirkung auf individuelle Fertilitätsbiographien entfalten. Doch genau hierum soll es letztlich gehen: Die Mechanismen der Wirkung sozialer Bezugsgruppen. Denn auch im methodologischen Individualismus und gerade in Bezug auf die Darstellung

von Brückenhypothesen klappt eine eklatante Lücke, welche seitens der analytischen Soziologie völlig zurecht kritisiert wird: Die bloße Behauptung, bestimmte Ressourcen und Eigenschaften sozialer Bezugsgrößen bzw. ihre subjektive Wahrnehmung bewirke ursächlich eine spezifische generative Handlungsentscheidung, ist abermals nicht mehr als eine Erklärung mit impliziten Gesetzen. Sie unterstellt die Wirkung der Situation ohne Nennung der Wirkmechanismen. Um diesen auf die Spur zu kommen, bedarf es zunächst einer ersten Systematisierung der entsprechenden Forschung im Bereich der Fertilität, um die Komplexität hinter diesem auf den ersten Blick trivialen Fakt einer sozialen Beeinflussung aufzuzeigen und diese gleichsam zu reduzieren bzw. perspektivisch zu konkretisieren. Dies gelingt anhand der aktuellen Schwerpunkte der sozialwissenschaftlichen Forschung in diesem Bereich sehr gut, denn hier fällt auf, dass sie sich grundlegend in zwei Denktraditionen untergliedern lässt, je nachdem, ob das soziale Umfeld vorrangig als sozialräumlicher Kontext aufgefasst wird, oder ob primär real vorhandene Interaktionszusammenhänge zwischen Personen im Zentrum der Überlegungen stehen. Zwar schließen sich diese beiden Ansätze nicht aus, dennoch lässt sich zeigen, dass schon eine kleine perspektivische Akzentverschiebung offenbart, wo die hier gesuchten Mechanismen zu finden sein könnten.

2.2.1 Sozialräumliche Kontexte und Fertilitätsentscheidungen

Die Betrachtung des Einflusses sozialer Rahmenbedingungen auf partnerschaftliche Prozesse wie z.B. das Fertilitätsverhalten erfolgt nicht selten aus der Perspektive sozialer Kontexte, welche untrennbar mit dem oben beschriebenen Modell verknüpft ist (siehe vor allem Esser 1999b: 415ff.; vgl. Esser 1999a: 102ff). Die Besonderheit liegt darin, dass soziale Bezugsgruppen hiernach vor allem als (sozial-)räumliche Entitäten aufgefasst werden. Das Verhältnis, in dem Individuum und sozialer Kontext stehen, zählt schon seit längerem zu den kontrovers diskutierten Themen in den

Sozialwissenschaften (Alexander et al. 1987). Bereits früh wurden Modellierungstechniken vorgestellt, die Kontexteinflüsse empirisch analysierbar machten (Boyd & Iversen 1979). Besonders in methodischer Hinsicht konnte die Weiterentwicklung derartiger Mehrebenenanalysen in den letzten Jahrzehnten einen entscheidenden Beitrag zur Überwindung des in den Sozialwissenschaften lange vorherrschenden Mikro-Makro-Dualismus leisten, indem sie eine angemessene statistische Modellierung eines intuitiv zugänglichen Phänomens ermöglichten: Neben der Tatsache, dass sich Personen auf einer höheren Ebene – etwa der einer Gruppe, in die sie eingebunden sind – wahrscheinlich überzufällig ähneln, werden sämtliche Prozesse auf der Individualebene neben individuellen Faktoren auch von spezifischen Charakteristika der Gruppe maßgeblich beeinflusst (für einen Überblick siehe z.B. Ditton 1998 & Luke 2004, vgl. Esser 1999b: 435ff.). Der Mehrwert der Mehrebenenanalyse besteht also vor allem darin, dass damit soziale Einflussgrößen auf der Aggregatebene identifiziert und ihr Einfluss als solcher von moderierenden Effekten auf der Individualebene und möglichen Selektionseffekten getrennt betrachtet werden kann. Damit besteht die Möglichkeit, zu identifizieren, ob ein sozialer Kontext einen eigenständigen Effekt auf ein Phänomen wie etwa fertiles Verhalten hat, oder ob er sich lediglich auf die Zusammensetzung der Gruppe und damit auf eine systematische Verteilung von Individualmerkmalen auswirkt, welche den tatsächlichen Einfluss auf die abhängige Größe ausmachen. Übertragen auf den Themenbereich der Fertilität ist nach dieser Logik beispielsweise davon auszugehen, dass Eigenschaften des sozialen Kontextes – etwa eine überdurchschnittlich hohe oder niedrige Geburtenrate in einem Landkreis und damit verbundene, infrastrukturelle Gegebenheiten – nicht nur eine Folge von Selektionsprozessen sind. Letzteres wäre beispielsweise der Fall, wenn sich Personen mit einem individuell niedrigen Fertilitätsniveau systematisch in einer bestimmten Region ansiedeln und dadurch nicht nur die Geburtenrate in diesem Kontext vergleichsweise niedrig ausfällt, sondern auch nicht die Notwendigkeit für einen Ausbau der lokalen Betreuungsinfrastruktur besteht. Vielmehr ist darüber hinaus aber zu erwarten, dass diese Gegeben-

heiten auch einen eigenen Einfluss auf die Kosten-Nutzen-Bilanz individueller Entscheidungen wie der Familiengründung und Familienerweiterung im Sinne der oben genannten SEU-Theorie haben, also einen Teil der Varianz des zu beobachtenden Phänomens, etwa einer besonders geringen Fertilität, erklären und dafür kausal verantwortlich sind. Im genannten Beispiel könnte seinerseits eine unterentwickelte Betreuungsinfrastruktur bewirken, dass innerhalb des Kontextes die ohnehin geringe Neigung zu generativem Verhalten aufgrund der hohen Betreuungskosten weiter sinkt. Wie bereits einleitend festgestellt wurde, ist dies nicht weniger als das Hauptanliegen der Soziologie, nämlich die Gewissheit, dass jegliches Handeln nicht nur in sozialen Kontexten stattfindet, sondern auch durch diese beeinflusst wird.

In der Tat finden sich auch in der Fertilitätsforschung deutliche Hinweise darauf, dass diese Kausalbeziehung zwischen sozialen Kontexten und individuellem (generativem) Verhalten tatsächlich existiert. So sieht beispielsweise Nauck (1995) die Notwendigkeit, Lebensverhältnisse als Wirkung sozialer Kontexte auf individuelles Verhalten zu betrachten. Hierzu führt er, neben der bereits erwähnten individuellen Handlungssituation, der Einbindung in einen Familienhaushalt und den makrokontextuellen Bedingungen der Gesamtgesellschaft eine „zusätzliche Analyseebene“ (Nauck 1995: 95) in die Diskussion ein, nämlich „die Meso-Ebene der kategorialen Zugehörigkeit zu einem regionalen Handlungskontext“ (ebd.). Solche sozialräumlichen Einheiten wirken für Nauck (1995: 95ff.) in mehrfacher Hinsicht auf individuelles Handeln. Erstens bieten sie dem Akteur ein System von unterschiedlichen Gelegenheitsstrukturen für die Realisierung individueller Handlungspräferenzen an. Im Sinne der oben dargestellten SEU-Theorie lässt sich dieser Sachverhalt so zusammenfassen, dass soziale Kontexte einen individuellen Möglichkeitsraum schaffen, welcher die in einer Situation gegebenen Ressourcen und Handlungsoptionen bzw. deren erwartbare Konsequenzen determiniert. Eine ganz ähnliche Funktion erfüllen soziale Kontexte insofern, als dass sie darüber hinaus Orte der Tradierung von kulturellen Mustern und

Normen hinsichtlich legitimer Lebensformen sind und damit Einfluss darauf haben, welche Handlungsoptionen in Betracht gezogen bzw. überhaupt wahrgenommen werden. Unmittelbar damit verknüpft ist, dass entsprechende sozialräumliche Einheiten dann natürlich auch der sozialen Kontrolle entsprechender normativer Vorgaben dienen, was insbesondere die erwarteten Kosten einer Handlungsoption berührt. Doch auch ohne konkrete Kontrollmechanismen sieht Nauck die Wirksamkeit einer sozialräumlichen Einbindung, nämlich durch eine Identifikation des Individuums mit einem Kontext, in das es eingebunden ist. Infolgedessen wird es in jeder Situation die Angemessenheit einer Handlung hinsichtlich sozial gültiger Normen und Wertorientierungen antizipieren – welche damit zu einem Teil der Situationsdefinition werden – und somit sämtliche Optionen hinsichtlich dieser Vorgaben bewerten. Schließlich ist die Relevanz sozialer Kontexte für individuelles Handeln aber auch in einer umgekehrten Kausalrichtung denkbar, nämlich als das Ergebnis von Selektionseffekten, also der oben bereits angeführten Tatsache, dass Individuen nicht nur durch die sie umgebenden Sozialräume beeinflusst werden, sondern sich diese in Form von Wohnquartieren, Stadtteilen oder Nachbarschaften schlicht auch aktiv danach aussuchen, ob sie zu den eigenen Einstellungen bzw. Handlungsdispositionen passen oder nicht. Dieser Sachverhalt wird von Nauck als „selektive Migration“ (1995: 97) bezeichnet. In einer entsprechenden Untersuchung anhand von Makrodaten auf Kreisebene finden sich dezidierte Hinweise darauf, dass spezifische sozio-kulturelle Regionalmilieus für die Verbreitung von regionalen Familien- und Haushaltsstrukturen ursächlich verantwortlich sind (vgl. Nauck 1995: 98ff.). Die nach diesen Überlegungen wirksamen kulturellen Strukturmerkmale der Regionalmilieus bestehen dabei in ganz unterschiedlichen, regional variierenden Spezifika. Hierzu gehören beispielsweise demographische Kenngrößen wie etwa die Geburtenrate und der Kinder-, Jugend- und Altersquoten, aber auch Indikatoren der sozialen Lage eines Kreises, z.B. die lokale Arbeitslosenquote oder das Ausmaß relativer Armut von Kindern. Hinzu kommen Indikatoren, welche insbesondere in Hinblick auf Fertilität auf regionspezifisch tradierte Normen und Wertorientierungen hinweisen. Hierzu gehören etwa das Ausmaß

der lokalen Religiosität (repräsentiert etwa über die Quote der in einer Region lebenden Katholiken oder der durchschnittlichen Kirchgangshäufigkeit) oder subjektiv wahrgenommenen Nutzen- und Kostenaspekten von Kindern („values of children“, ebd.) und gängigen Erziehungszielen. Ungeachtet des eigentlichen Anliegens der Arbeit von Nauck, eine Prägung entsprechender Regionalmilieus durch die politische Teilung Deutschlands bzw. die Wiedervereinigung und deren Folgen nachzuweisen, zeigt sich vor allem, dass überhaupt von einem deutlichen Einfluss sozialer Kontexte auf individuelles Handeln auszugehen ist:

„Es verdient jedoch hervorgehoben zu werden, daß auch bei den übrigen herangezogenen Indikatoren [gemeint sind die nicht auf den demographischen Wandel zwischen 1989 und 1991 oder auf Unterschiede in den politischen Systemen zurückzuführenden Indikatoren, d. Verf.] die Koeffizienten recht hoch ausfallen. Dies (...) verweist darauf, daß regionale Differenzierungen erheblich zur Variabilität familiärer Lebensverhältnisse beitragen“ (Nauck 1995: 112).

Zu ganz ähnlichen Ergebnissen hinsichtlich der Bedeutsamkeit regionaler Kontexte kommt Bertram (1996). Auch hier wird im Anschluss an die deutsche Wiedervereinigung die Frage aufgeworfen, ob Veränderungen in der privaten Lebensführung der neuen Bundesländer tatsächlich eine Folge des politischen Umbruchs sind und darüber hinaus, ob die Unterschiede im familialen Verhalten ost- und westdeutscher Lebensformen denn eine Folge der politischen Teilung darstellen. Anhand der Betrachtung verschiedenster historischer wie politischer Entwicklungen und Muster sozialer Interaktion lässt sich zeigen, dass die Variabilität der Regionen weniger das Produkt einer politischen Teilung, als vielmehr das Ergebnis spezifischer kultureller Muster der Lebensführung ist, die bereits weit vorher existierte. Zusammenfassend kommt Bertram zu dem Schluss, „...daß Individuen in ihren privaten Lebensformen und ihrer privaten Lebensführung ebenso wie in ihren sozialen Beziehungen stärker von soziokulturellen Kontexten als vom politischen Systemwandel beeinflusst werden“ (Bertram 1996: 214).

Eine ebenfalls rein makrosoziologische Betrachtung sozialräumlich abgegrenzter Kontexte findet sich bei Kohler (Kohler 2000: 227). Auch dieser Ansatz ist mit der obigen theoretischen Position der Situationsdefinition als Ausgangspunkt für eine Handlungsentscheidung entsprechend der SEU-Theorie vereinbar: Die kontextuellen Bedingungen, mit welchen eine Kohorte konfrontiert wird, beinhaltet nichts anderes als die Wahrnehmung entsprechender Bedingungen in Form von Kosten- und Nutzenaspekten, Restriktionen und normativen Erwartungen seitens der Gesellschaft. Darüber hinaus lässt sich mit Kohlers Überlegungen auch die Veränderung der gesamtgesellschaftlichen Fertilitätsmuster erklären. So deuten die Ergebnisse darauf hin, dass es aufgrund kontextueller Veränderungen im Zuge der Modernisierung zu punktuellen Verhaltensänderungen seitens der Gesellschaftsmitglieder kommt, die sich durch diverse Vergleichs- und Nachahmungsprozesse schnell verbreiten. Zusammenfassend vollzieht sich also der Übergang von einem Zustand mit stabil hohem in einen solchen mit stabil niedrigem Geburtenniveau, wie er gerade in modernen westlichen Gesellschaften zu beobachten ist, nach den Erkenntnissen des Autors durch die Verbreitung von neuen Verhaltensweisen in diesen sozialen Kontexten. Dies ermöglicht eine Erklärung von wellenförmigen Veränderungen im Geburtenverhalten auf der Makroebene, also einer sehr hohen Aggregatstufe sozialer Kontexte.

Neben den bisher diskutierten, eher makrosoziologischen Studien liegen Arbeiten vor, deren Untersuchungsdesign sich durch eine Betrachtung entsprechender Beeinflussungsprozesse auf der Akteursebene auszeichnen. Einschlägige Publikationen zu solchen sozial-kulturellen Kontexteinflüssen auf familiales Handeln für die Bundesrepublik Deutschland stammen vor allem von Hank, welcher sich explizit mit dem Einfluss regionaler Gegebenheiten auf partnerschaftliche Entscheidungen wie der Eheschließung (vgl. 2002; 2003b) und der Familiengründung (vgl. 2001; 2002; 2003a) beschäftigt. Hierbei wird für die theoretische Erklärung partnerschaftlichen Verhaltens im Allgemeinen bzw. generativen Verhaltens im Speziellen ein Mehrebenen-Ansatz verwendet (siehe vor allem Hank 2003a), welcher auf den Annahmen des oben bereits dargestellten metho-

dologischen Individualismus beruht, also der individualistischen Erklärungen kollektiver Phänomene (vgl. Hank 2003a: 81f.): Jegliche Wahl einer Handlungsalternative beruht auf einer objektiven Situation und deren Wahrnehmung bzw. Bewertung. Dabei wird angenommen, dass diese Situation maßgeblich durch einen sozialräumlichen Bezugsrahmen in Form „regionaler sozialer Kontexte“ (Hank 2003a: 81) beeinflusst wird. Dieser besteht aus drei situations- und damit handlungsrelevanten Komponenten, welche oben als Kollektivmerkmale bezeichneten wurden: dem sozialen und kulturellen Bezugsrahmen und der bereits erwähnten Opportunitätsstruktur. Die beiden ersten Komponenten bilden ein System aus sozialen Normen und kulturellen Werten, auf welche sich ein Akteur bei seiner Handlungsentscheidung bezieht. Je nach Ausprägung dieser Größen kann sich dies über die objektiv gegebenen wie subjektiv wahrgenommenen Erwartungen einer sozialen Bezugsgruppe in regional erhöhten Geburten- und Heiratsraten äußern (vgl. Hank 2003a: 84f.). Diese Überlegung ist ebenfalls mit der obigen Theorie vereinbar, denn wie noch ausführlich zu zeigen sein wird (siehe Abschnitt 3.2), ist soziale Anerkennung durchaus ein wichtiger Nutzenaspekt eines Akteurs im Sinne der SEU-Theorie. Opportunitätsstrukturen hingegen bezeichnen – wie ebenfalls bereits diskutiert wurde – einen Möglichkeitsraum, also einen Rahmen für denkbare Handlungsalternativen, beispielsweise durch infrastrukturelle Gegebenheiten. Durch diese wird zusammenfassend vorgegeben, welche Handlungen möglich bzw. welche Ziele und damit Nutzenerwartungen überhaupt realisiert werden können. Im konkreten Fall von Fertilitätsprozessen wäre hier beispielsweise der Urbanisierungsgrad eines Landkreises, die Verfügbarkeit von institutioneller Kinderbetreuung oder das regionale Arbeitsplatzangebot zu nennen. Zusammenfassend liegt Hanks Überlegungen demnach die Annahme zugrunde, dass Akteure neben objektiven Bedingungen durch Personen in ihrem näheren sozialen Umfeld, deren Verhaltenserwartungen und deren tatsächliches Verhalten beeinflusst werden. In Hinblick auf den sozialen Bezugsrahmen auf Kreisebene (vgl. Hank 2003a: 80) wird angenommen, dass normative Einflüsse

darüber hinaus genau dann besonders ausgeprägt sind, wenn entsprechende sozialräumliche Kontexte diesbezüglich besonders homogen sind, also beispielsweise eine allgemein verbreitete, politische oder religiöse Wertorientierung vorherrscht. Dies kann sich z.B. in einer regional dominierenden politischen Partei oder durch eine einheitliche Konfessionsstruktur äußern. Die Hintergrundannahme lautet, dass strukturerhaltende Kräfte in homogenen sozialen Kontexten stärker wirken (Hank 2003a: 85; vgl. Lesthaeghe & Surkyn 1988).

Eine ganz andere sozialräumliche Kontexteinheit findet sich in einer aktuelleren Publikation von Pink et al. (Pink et al. 2012): Anhand einer bemerkenswerten Stichprobe von 42.394 Frauen aus 7.560 Betrieben, welche aus dem „Linked Employer-Employee“-Datensatz (LIAB, vgl. Jacobbinghaus 2008) gezogen wurden, untersuchen die Autoren soziale Beeinflussungsprozesse auf Schwangerschaftsentscheidungen in einem Arbeitskontext. Konkret wird hierbei der Frage nachgegangen, ob soziale Interaktionen mit Kolleginnen in Zusammenhang mit Geburtseignissen aus dem Arbeitsumfeld die individuellen Fertilitätsentscheidungen eines Individuums beeinflussen. Ausgangspunkt hierfür bilden die oben vorgestellten Prinzipien der analytischen Soziologie (siehe Abschnitt 2.1, vgl. auch Hedström 2005), welche – übertragen auf die bearbeitete Thematik – die Autoren zu der Erkenntnis bringen, dass sich im entsprechenden Interaktionszusammenhang durch den Umgang mit Personen am Arbeitsplatz Bedürfnisse, Überzeugungen und Opportunitäten verändern. Auch dieser theoretische Ansatzpunkt ist, wie ausführlich erläutert wurde, augenscheinlich direkt an das skizzierte Rahmenmodell anchlussfähig: Basierend auf der Annahme der SEU-Theorie entsprechen die Bedürfnisse schlicht den von einem Akteur angestrebten Zielen, während Überzeugungen insbesondere die Einschätzung über deren Realisierbarkeit durch verfügbare Handlungsoptionen betreffen. Schließlich ist die Annahme einer situationsspezifischen Opportunitätsstruktur in beiden Formen der handlungstheoretischen Modellierung deckungsgleich. Somit entspricht die Fragestellung bei Pink et al. im Kern der hier vorgestellten: Beeinflusst die Einbindung in eine soziale Gruppe die individu-

elle Entscheidung für oder gegen fertiles Verhalten und wenn ja: aufgrund welcher Mechanismen? Bemerkenswert ist ferner, dass die Autoren den Prozess einer solchen sozialen Beeinflussung bzw. die Diffusion von Entscheidungsprozessen als „Ansteckung“ (Pink et al. 2012: 7) bezeichnen, ein Konzept, welches für diese Arbeit ebenfalls richtungsweisend ist und welches im dritten Abschnitt noch ausführlich zu behandeln sein wird. Im Ergebnis zeigen die Analysen einen zunächst sehr deutlichen Effekt: Innerhalb eines Zeitraumes von bis zu 12 Monaten nach dem Geburtseignis bei einer Kollegin ist die Neigung der Frauen, selbst Mutter zu werden, deutlich erhöht, was sehr klar für die soziale Beeinflussung durch den Arbeitskontext spricht.

In Anbetracht der augenscheinlich großen Vorteile der Berücksichtigung sozialer Aggregationsstufen bei der Erklärung individuellen Verhaltens – sowohl methodisch als auch inhaltlich – wäre nun zu erwarten, dass damit im Bereich der Fertilität auch empirisch deutliche Erklärungsvorteile einhergehen. Ganz im Sinne der analytischen Soziologie sollten sich damit also nicht nur Hinweise darauf ergeben, dass diese Einflüsse existieren – insofern wäre die Erkenntnis, wie bereits beschrieben, wenig verwunderlich – sondern vor allem, durch welche konkreten Einflussmechanismen sie vermittelt werden. Bei näherer Betrachtung ist dies aber durchweg nicht der Fall. So liegt der wesentliche Nachteil der zitierten Überlegungen von Kohler auf der Hand, denn sie verbleiben empirisch quasi durchgängig auf der Makroebene. Wie oben beschrieben wurde, wirken die Mechanismen des Einflusses sozialer Umgebungen aber auf der Individualebene. Die Feststellung dieser Verknüpfung ist durchaus zentrales Anliegen des Autors: “These views imply that there is a level beyond the individual, but below the abstract national aggregates that influences fertility behavior” (Kohler 2000: 223). Dennoch muss festgehalten werden, dass die augenscheinlich notwendige Verknüpfung zwischen Makro- und Mikroebene unter Nennung der entsprechenden Mechanismen hier weitestgehend nur postuliert wird. So vollzieht sich die Übernahme von Verhaltensweisen, die zur Veränderung in aggregierten Geburtenraten führen, wie bereits der Titel der Arbeit von Kohler verrät vor

allem durch „social interactions“ (Kohler 2000: 223; vgl. Kohler 2001). Zwar gelingt es, diese soziale Interaktion und ihren Einfluss auf individuelles Verhalten theoretisch zu modellieren (vgl. Kohler 2000: 226ff.), empirisch aber kann diese – nicht zuletzt aufgrund der Datenbasis – natürlich nicht getestet werden. Mehr noch drängt sich die Frage auf, ob soziale Interaktion in diesem Zusammenhang überhaupt einen Wirkmechanismus der sozialen Beeinflussung darstellt oder lediglich einen anderen Begriff dafür einführt, denn den Einfluss einer sozialen Gruppe auf ein Individuum damit zu begründen, dass ihre Mitglieder voneinander nicht unabhängig sind, sondern miteinander interagieren und sich gegenseitig beeinflussen, scheint insofern tautologisch, als dass dies wohl der Definition einer sozialen Gruppe entspricht. In Anlehnung an das oben dargestellte Modell können hier demnach zwar Aussagen über die entsprechenden Aggregatmerkmale der Fertilität und deren durchaus aufschlussreiche, langfristige Entwicklungen und Trends getroffen werden. Sämtliche Überlegungen aber, die den oben als Kollektivhypothese bezeichneten Zusammenhang verlassen und versuchen, die Logik der Situation für individuelles fertiles Verhalten auf der Akteursebene als Ursache für diese Trends zu ergründen und damit die hier interessierenden Mechanismen der sozialen Beeinflussung herauszustellen, sind kaum mehr als Spekulationen. Ähnliches lässt sich für die Arbeit von Nauck festhalten: Zwar lassen sich auf der Basis von Makrodaten augenscheinlich deutliche regionale Unterschiede im familialen Verhalten aufdecken, die nicht zuletzt durch den entsprechenden räumlichen Kontext beeinflusst werden. Dennoch bleibt auch hier die Frage, wie genau der soziale Einfluss bzw. – um mit Kohlers Worten zu sprechen – die soziale Interaktion innerhalb der entsprechenden Kontexte abläuft, welche Prozesse also dazu führen, dass sich die entsprechenden Muster perpetuieren, völlig offen. Die Beantwortung dieser Frage scheint anhand von Makrodaten gänzlich ausgeschlossen, somit ist es naheliegend, dass zur Identifikation dieser Wirkprinzipien allein mikrostrukturelle Zusammenhänge herangezogen werden können. Doch auch hier fällt der Forschungsstand zum Einfluss des sozialräumlichen Kontextes auf Entscheidungen in Paarbe-

ziehungen erstaunlich ernüchternd aus. So findet Hank im Rahmen diverser Mehrebenenanalysen auf der Basis von Individualdaten keine empirische Evidenz für die Wirkung räumlicher Kontexte auf die Wahrscheinlichkeit von Erstgeburten oder Familienerweiterungen (vgl. z.B. Hank 2003a, 2003b). Vielmehr zeigt sich in beiden Fällen, dass vor allem Individualmerkmale und hier insbesondere der Familienstand einen Einfluss auf das Geburtenrisiko haben: Die Wahrscheinlichkeit einer Geburt steigt signifikant an, wenn die untersuchten westdeutschen Frauen verheiratet sind. Die Varianz der regionalen Zufallskomponente wird bei Kontrolle des Familienstandes sogar insignifikant. Sämtliche kontextuellen Variablen hingegen, beispielsweise der Grad der Urbanisierung, die regionale Arbeitslosigkeit oder die rohe Geburtenziffer der Region, weisen keinerlei statistische Signifikanz auf. Es ließe sich nun vermuten, dass sich Kontextmerkmale möglicherweise auf das Heiratsverhalten von Individuen auswirken und darüber möglicherweise indirekt auf das Risiko einer Geburt, denn ein Zusammenhang zwischen Ehe und der Geburt von Kindern (vgl. auch Kreyenfeld & Konietzka 2010, 2015) scheint hiermit belegt. Doch auch für diese Hypothese erweist sich in der Analyse von Hank als schwer haltbar, denn der Einfluss des sozialen Kontextes auf eine Heirat ist ebenfalls durchweg insignifikant (Hank 2003a: 90, vgl. Hank 2003b). Selbst die bereits vorgestellte Hypothese, wonach eine regional dominierende, politische oder religiöse Wertorientierung partnerschaftliche Entscheidungen und so auch Fertilitätsprozesse beeinflusst, lässt sich nicht eindeutig bestätigen. Zwar existiert ein geringer und überraschenderweise negativer Effekt einer kollektiv geteilten Wertorientierung auf das Risiko einer ersten Eheschließung – was etwas lapidar „...auf unbeobachtete konfundierende soziokulturelle Einflüsse“ (Hank 2003a: 91) zurückgeführt wird – doch dieser ist allenfalls tendenziell signifikant und leistet darüber hinaus nur einen marginalen Beitrag zur Aufklärung der regionalen Varianz. Zudem kann festgehalten werden, dass diese Ergebnisse auch nicht von der Spezifikation der entsprechenden räumlichen Bezugsgröße abzuhängen scheint (Hank 2003a: 94, vgl. Hank 2002). Eine Ausnahme von diesem relativ klaren Ergebnis, dass räumlich abgrenzbare

Strukturen offensichtlich keine Wirkung auf individuelle Fertilitätsentscheidungen haben, bildet lediglich die Kinderbetreuung (Hank et al. 2004): Zumindest in Ostdeutschland scheint es, als würde sich das Vorhandensein einer ausreichenden Infrastruktur der institutionellen Kinderbetreuung in einem Kreis positiv auf die Entscheidung für fertiles Verhalten auswirken, während in Westdeutschland insbesondere die informelle Kinderbetreuung eine Rolle spielt. Zusammenfassend muss demnach zunächst festgehalten werden, dass die Existenz von direkten Einflussprozessen des sozio-strukturellen Bezugsrahmens, welcher beispielsweise als Adaptionsprozess an lokalspezifischer Geburten- oder Heiratsneigungen aufgefasst werden könnte, bisher – zumindest im Rahmen von sozial-räumlichen Analysen – nicht in der theoretisch erwarteten Klarheit nachgewiesen werden konnten. Hieraus ließe sich allzu leicht der Schluss ziehen, dass der Einfluss des sozialen Umfeldes auf fertiles Verhalten im Vergleich zu individuellen Ressourcen und Dispositionen eher gering ausfällt. Eine solche Diagnose wäre allerdings verfrüht, denn es fällt auf der Basis derartiger Analysen wie angesprochen überhaupt überaus schwer, Aussagen über ursächliche Zusammenhänge und damit vor allem die Mechanismen des sozialen Einflusses zu treffen. Zwar ist es richtig, dass mit Hilfe der Modellierung sozialer Kontexte identifiziert werden kann, welche konkreten Opportunitätsstrukturen einer räumlichen Umwelt sich auf das individuelle Verhalten niederschlagen – so ist also absolut nachvollziehbar, welchen deutlichen Erkenntnisfortschritt etwa die Mehrebenenanalysen von Hank gegenüber den „ökologischer Korrelationen“ (Hank 2003a: 80) bei Nauck und Bertram leistet. Die Frage nach der Wirkungsweise soziokultureller Bezugssysteme – beispielsweise der Übertragung regionaler Präferenzen im partnerschaftlichen Verhalten auf ein Individuum – bleibt hiervon aber eigentlich weitestgehend unberührt und kann daher auch von den genannten Studien nicht im Detail expliziert werden. Bei genauerer Betrachtung verbleiben die Überlegungen immer auf der Ebene der Handlungsselektion, indem sie zeigen, welche aus dem sozialen Kontext resultierenden Determinanten als Explanans für individuelles Handeln von Akteuren berücksichtigt werden müssen. Diese

Perspektive spielt zweifelsohne eine wichtige Rolle, bilden aber den Effekt, den man vereinfacht als Diffusionsprozess bestimmter Handlungsselektionen innerhalb sozialer Gruppen bezeichnen könnte, nur sehr einseitig ab. Situationale Mechanismen, die hier potentiell wirksam sein könnten, z.B. das Streben nach sozialer Anerkennung oder soziale Kontrolle (siehe 3.2), welche neben ihrer eigenständigen Wirksamkeit auf individuelle Entscheidungen letztlich auch das Wirken anderer Kontextfaktoren moderieren dürften, werden hier weitestgehend vernachlässigt. Kurzum ist festzuhalten, dass die Einbindung eines Individuums in ein sozialräumliches Umfeld eher beschreibender denn erklärender Natur ist, also die Frage nach der Art und Weise bzw. den Mechanismen der sozialen Beeinflussung noch offen lässt.

Ausgehend vom Postulat einer trotz bisher fehlender empirischer Evidenz wirksamen sozialen Beeinflussung fertilen Verhaltens stellt sich nun also die Frage: Wie ist die fehlende Erklärungskraft der primär kulturellen Kontexteigenschaften nun einerseits erklärbar und wie kann sie andererseits überwunden werden? Natürlich könnte der fehlende Beleg für soziokulturelle Einflüsse auf individuelles Handeln zu der Vermutung verleiten, die soziale Einbettung habe entgegen aller Erwartungen keinen Effekt auf individuelle Entscheidungen außer dem, dass hierdurch Opportunitätsstrukturen geschaffen und aufgezeigt werden, welche eine ansonsten völlig individuelle, rationale Entscheidung lediglich als diffuse Werterwartungen beeinflusst. Die Antwort auf diese Fragestellungen ist aber weitaus diffiziler und basiert auf der vergleichsweise einfachen Erkenntnis, dass der Versuch, soziale Einflussmechanismen auf eine sozialräumliche Einbindung von Individuen per se zurückzuführen, deutlich zu kurz greift und augenscheinlich weder das Ziel verfolgt noch allein geeignet ist, um die Wirkmechanismen einer sozialen Beeinflussung von Personen abzubilden. Folglich bietet sich eine Verschiebung der Perspektive an, indem nicht mehr ausschließlich die sozial-räumliche Einbettung des Individuums untersucht wird, sondern viel mehr seine Interaktionsstrukturen in sozialen Netzwerken in den Fokus der Betrachtungen rücken.

Die Analysen von Pink et al. bilden hier eine interessante Entwicklung: Ziel der Arbeit ist, wie dargestellt wurde, ganz explizit nicht nur die Frage, ob eine soziale Beeinflussung im Arbeitskontext stattfindet, sondern auch, wie sie sich vollzieht. Pink et al. wählen hiermit eine deutlich kleinere Aggregationsstufe als alle bisher erwähnten Autoren, in der eindeutigen Hoffnung, den dahinter stehenden Mechanismen auf die Spur zu kommen. Zudem vollzieht sich hierbei bereits die eben vorgeschlagene Verschiebung der Perspektive, weg von der Vorstellung, es seien die Merkmale des Kontextes an sich, welche die entsprechenden Einflüsse ausmachen, hin zu der Vermutung, dass dies über die Interaktionen der Mitglieder der Gruppe verläuft. Demnach ist der Kontext mit seinen Merkmalen hier viel weniger eine Ursache für bestimmte, sich gegenseitig beeinflussende Verhaltensweisen, als vielmehr eine (prinzipiell austauschbare) räumliche Einheit, in der diese Beeinflussung stattfindet und in dem sich allgemein gültige Wirkprinzipien nachweisen lassen sollten, die auch auf andere denkbaren Kontexte anwendbar sind. Wie ebenfalls gezeigt werden konnte, ist dieses Anliegen zunächst durchaus als Erfolg zu bezeichnen, denn der Nachweis des sozialen Ansteckungsprozesses innerhalb des Arbeitskontextes ist sehr deutlich. Doch auch hier ist die Frage zu stellen, ob die Autoren damit den entsprechenden Mechanismen näher gekommen sind? Bei näherer Betrachtung muss dies erneut verneint werden: „Unterschiedliche Mechanismen, über welche die Ansteckung verläuft, können zwar theoretisch formuliert, mit den vorliegenden Daten aber nicht empirisch voneinander abgegrenzt werden“ (Pink et al. 2012: 20). Im folgenden Kapitel soll nun gezeigt werden, dass die Lösung dieser Problematik wahrscheinlich darin liegt, den Ansatz noch konsequenter zu Ende zu denken, sich also noch mehr von räumlichen Strukturen zu lösen und den Fokus noch stärker auf die Interaktion zwischen Akteuren zu lenken.

2.2.2 *Fertilität in sozialen Interaktionsnetzwerken*

Im vorangegangenen Kapitel wurde gezeigt, dass aus einer Perspektive sozialer Kontexte die sozialräumliche Umgebung eines Individuums und ihre raumspezifischen Merkmale per se keine außerordentlich erklärunskräftigen Determinanten seines Verhaltens zu sein scheint. Dennoch bleibt – auch seitens der entsprechenden Autoren – durchweg der Eindruck erhalten, dass es sie in irgendeiner Form geben müsste. Vor allem deshalb, weil sie – wie sowohl für die behandelten makrostrukturellen Analysen als auch auf einer reinen Akteursebene – theoretisch nicht nur absolut plausibel sind, sondern zudem eine wesentliche Lücke bei der Erklärung generativen Handelns schließen würden. Muss die mangelnde empirische Evidenz tatsächlich als Hinweis darauf gewertet werden, dass Handlungsentscheidungen von einem Akteur eben doch vor allem eine individuell rationale Entscheidung darstellt, bei welchem die Einbindung in soziale Gruppen keine Rolle spielt? Ganz im Gegenteil: Der Argumentation von Esser (1999b: 457ff.) folgend ist dieses Phänomen sogar alles andere als verwunderlich, denn die Einbindung in derartige Kontexte ist in modernen Gesellschaften weder eindeutig bestimmbar noch in irgendeiner Form stabil. Vielmehr erweist sie sich in vielerlei Hinsicht als heterogen: Der Handlungskontext eines Individuums kann sich situationsbedingt nahezu beliebig verändern – beispielsweise in Form von Wohn- und Arbeits- und Freizeitumfeldern sogar innerhalb eines einzigen Tages – und es kann zu mehreren, sich teilweise überschneidenden Kontexten gehören, die sich dann konsequenterweise auch in ihrem Einfluss überschneiden müssten. So muss jedes Individuum, beispielsweise in ein und derselben Nachbarschaft, also zwangsläufig ein Konglomerat an Kontexten bilden, in die es eingebunden ist und von denen es potenziell beeinflusst wird. Dies wiederum bedeutet, dass neben den Ähnlichkeiten infolge des gemeinsamen Wohnkontextes höchstwahrscheinlich noch deutlich mehr Unterschiede infolge der differierenden anderen Kontexte bestehen. Diese Vermutung ist nicht allzu gewagt, findet sie sich doch bereits in den klassischen Arbeiten von Simmel und seinen Überlegungen

über die „Kreuzung sozialer Kreise“ (Simmel 1983: 305ff.) als Folge einer gesellschaftlichen Differenzierung (siehe Abschnitt 2.3). Anhand der Erkenntnis, dass diese im Extremfall lediglich im Individuum eine Schnittmenge bilden und sich somit, insbesondere hinsichtlich bestehender Werte- und Normvorstellungen, sogar widersprechen können, eröffnet ein beeindruckendes Maß an potentiellen Suppressoren für die Effekte des Wohnkontextes. Somit ist die fehlende Erklärungskraft räumlich abgegrenzter Kontexte also nicht wirklich überraschend, ebenso wenig wie die Tatsache, dass die Interdependenzen von Personen innerhalb dieser Einheiten eher begrenzt sind, während sie im Allgemeinen doch derart präsent zu sein scheinen. Die daraus resultierende Schlussfolgerung findet sich besonders eindrucksvoll bei Friedrichs & Nonnenmacher (2010), die anhand neuerer Studien zeigen können, dass „...Einstellungen und Verhalten nur zu einem geringen Teil von der sozialräumlichen Umgebung abhängig (sind)“, sondern dass „...das Wohngebiet in vielen Fällen ‚nur‘ indirekte Effekte über das soziale Netzwerk hat“ (Friedrichs & Nonnenmacher 2010: 489, Hervorh. durch d. Verf.). So besteht eben weder zu allen Nachbarn oder gar Personen innerhalb eines Landkreises (siehe insbesondere die oben genannten Arbeiten von Hank) noch innerhalb eines Arbeitsumfeldes eine soziale Beziehung zu allen potentiellen Einflusspersonen. Es ist sogar wahrscheinlich, dass diese nur zu einer Minderheit unterhalten werden – insbesondere dann, wenn große räumliche Kontexte als Analyseeinheiten herangezogen werden. Dann aber gilt, was oben bereits abgeleitet wurde: Jene Anderen, zu denen Akteure in einer Interaktionsbeziehung stehen, haben – natürlich unter Berücksichtigung moderierender Faktoren, etwa der Ähnlichkeit – in jeder Hinsicht das Potenzial, individuelles Handeln zu beeinflussen. Der angekündigte Perspektivwechsel sieht also vor, den sozialräumlichen Kontext als ein Konglomerat möglicher Interaktionsbeziehungen zu verlassen und ihn durch jene Gruppe zu ersetzen, zu der tatsächlich eine soziale Beziehung unterhalten wird, nämlich dem sozialen Netzwerk.

Die sozialwissenschaftliche Netzwerkforschung sieht die Grundeinheit der theoretischen und empirischen Analyse eben in genau diesen,

konkreten und tatsächlich vorhandenen Interaktionsbeziehungen zwischen Akteuren (vgl. Scott 1996; siehe auch Abschnitt 2.2.). Angelehnt an jüngere Definitionen soll im Folgenden unter einem sozialen Netzwerk „...eine eigenständige Form der Koordination von Interaktionen verstanden werden, deren Kern die vertrauensvolle Kooperation autonomer, aber interdependenter (...) Akteure ist“ (Weyer 2011: 49f.). Damit wird deutlich, inwiefern es sich hierbei um eine ganz andere Perspektive der Betrachtung sozialer Nahumwelten handelt, denn das Wesen sozialer Netzwerke wird nicht mehr durch räumliche Nähe, sondern durch die realen sozialen Beziehungen ihrer Mitglieder definiert. Weitere Definitionskriterien beziehen sich auf die konkreten Funktionen, die Netzwerke übernehmen. Während das interaktive Netzwerk z.B. aus Personen besteht, mit denen eine wiederkehrende Interaktion „face-to-face“ stattfindet, setzt sich das sog. psychologische Netzwerk aus Personen (signifikanten Anderen) zusammen, die jemandem nahe stehen und wichtig für ihn sind (Surra 1990). Bereits in früheren Arbeiten findet sich deutliche Evidenzen für diesen Sachverhalt: Schon Campbell und Alexander (1965) konnten zeigen, dass der Einfluss sozialer Kontexte augenscheinlich über reale Interaktionsbeziehungen in sozialen Netzwerken wirkt. In Ihrer Studie wurde der Einfluss von Schulen als Kontext für die Entscheidungen bezüglich der Aufnahme eines Studiums untersucht. Es zeigte sich, dass der bivariat nachweisbare Kontexteffekt genau dann verschwindet, wenn die Einbindung der entsprechenden Schüler in Freundschaftsnetzwerke kontrolliert wird (vgl. Esser 1999b: 458f.). Ohne diesen Exkurs weiter ausführen zu wollen zeigt sich hier sehr eindrucksvoll, inwiefern die Vorstellung, soziale Nahumwelten würden in Form sozialräumlicher Kontexteinbindungen auf individuelles Verhalten wirken, analytisch genau um jenen Punkt verkürzt ist, den Simmel als „Wechselwirkungen“ (Simmel 1983: 2, vgl. Hollstein 2008: 92ff.) zwischen Akteuren bezeichnet. Die Idee, dass regionale Unterschiede im Fertilitätsniveau nicht auf die Region, sondern auf real existente soziale Interaktionsprozesse zurückzuführen sind, wurde bereits von Coale und Watkins (Coale & Watkins 1986) formuliert und seitdem gelegentlich wieder aufgegriffen (siehe z.B.

Bongaarts & Watkins 1996; Montgomery & Casterline 1996; Diaz et al. 2011). Selbst in den oben bereits angesprochenen Analysen von Kohler (2000, vgl. Kohler 2001; Kohler et al. 2002) finden sich immer wieder explizite Hinweise darauf, dass solche Interaktionsprozesse den Schlüssel sozialer Diffusionsprozesse darstellen. Kohler geht davon aus, dass für die Herausbildung der von ihm dargestellten Fertilitätsregime nicht allein die Veränderung sozioökonomischer Anreize und somit die Opportunitätsstrukturen verantwortlich gemacht werden kann. Vielmehr wird angenommen, dass insbesondere der Prozess eines sinkenden Fertilitätsniveaus moderner westlicher Gesellschaften durch soziale Interaktionen beschleunigt worden ist, denn die Wahrscheinlichkeit eines sozialen Vergleichs ist natürlich umso größer, wenn ein direkter Kontakt zwischen möglichst vielen Akteuren besteht (siehe auch Kohler 2001; Kohler et al. 2002). Auch bei Bertram lassen sich Hinweise auf die Bedeutung sozialer Interaktionen nachweisen (Bertram 1996: 203ff.):

„Familienstand, Lebensform und Partnerschaftsbeziehungen geben ebenso wie die Zahl der Kinder und die Haushaltgröße nur den äußeren Rahmen an, in dem sich die Sozialbeziehungen von Individuen in einer Gesellschaft abspielen. Denn einerseits vollziehen sich Kommunikation und Interaktion natürlich nicht nur innerhalb dieser privaten Lebensformen, vielmehr können der Beruf, die Freunde und die Nachbarn für die Kommunikation und Interaktion von Individuen eine ebenso große Bedeutung haben wie Personen mit einem haushaltsmäßigen oder familiären Bezug“ (Bertram 1996: 203).

Bertram kann an dieser Stelle in Form egozentrierter Netzwerkanalysen zeigen, dass nicht nur familiäre Muster, sondern auch ebendiese sozialen Interaktionsbeziehungen sich in den unterschiedlichen regionalen Kontexten unterscheiden. Zwar ist es nicht das Anliegen des Autors, eine Verknüpfung zwischen diesen, durch kulturelle Traditionen verursacht unterschiedlichen Interaktionsstrukturen und den regionalen Besonderheiten der familialen Lebensführung herzustellen, aber es lässt sich doch zumindest implizit folgern, dass bei der Annahme, soziale Bezugsgruppen hätten einen Einfluss auf familiales Handeln im Allgemeinen und generatives im Speziellen, soziale Kontexte zwar wahrscheinlich einen statistischen Einfluss haben, dieser aber zumindest teilweise über die Struktur sozialer Netzwerke vermittelt ist.

In der oben dargestellten Publikation von Pink et al. zeigt sich die Diskrepanz zwischen der Einbindung in soziale Kontexte und dem, was hier unter dem Begriff des sozialen Netzwerkes verstanden wird, noch deutlicher: Die Autoren stellen nichts anderes fest, als dass es eben nicht die reine Tatsache von Geburtseignissen am Arbeitsplatz ist, die einen Einfluss auf eigene Fertilitätsentscheidungen ausübt, sondern dass der Mechanismus, welcher hier wirksam sein sollte, ein „überzeugungsvermittelter Interaktionsmechanismus“ (Pink et al. 2012: 8) ist. Darunter ist zu verstehen, dass unter der Bedingung einer Interaktion „...Geburtseignisse von Kolleginnen den Wunsch nach einem eigenen Kind wecken, vor allem aber bestehende Überzeugungen zur Realisation des Kinderwunsches ändern können“ (Pink et al. 2012: 20). Anhand der vorliegenden Daten kann dies aber nicht direkt operationalisiert werden, denn es stehen keinerlei Informationen über die Interaktion mit den Kolleginnen oder deren Qualität zur Verfügung. Daher wird hier auf das eher diffuse Konstrukt der Ähnlichkeit zurückgegriffen und argumentiert, dass es sich hierbei um einen geeigneten Indikator für die interaktive Beeinflussung durch Kolleginnen handelt (vgl. Pink et al. 2012: 8f, 12 und 20). Begründet wird dies damit, dass Beeinflussungspotenziale vor allem von homogenen Gruppen ausgehen, da sich Individuen in ähnlichen Lebenssituationen eher gegenseitig als soziale Modelle dienen, eine Interaktion also primär unter ähnlichen Kolleginnen stattfindet und Überzeugungen und Einstellungen zum Thema Mutterschaft also vor allem durch diese verändert werden. Sofern diese Argumentation zutrifft, müsste erstens bei Kontrolle der Ähnlichkeit der Effekt von Geburtseignissen am Arbeitsplatz auf die eigene Entscheidung allein auf ähnliche Kolleginnen beschränkt sein. Leider ist dies aber nicht der Fall, denn die Autoren finden ebenfalls einen Diffusionseffekt bei unähnlichen Kolleginnen, wenn auch einen schwächeren (vgl. Pink et al. 2012: 17). Zweitens ist an dieser Stelle anzumerken, dass (wie in Abschnitt 3.4 zu zeigen sein wird) die Diffusion einer Verhaltensweise durch Übertragung von Überzeugungen zwar durchaus einen relevanten Mechanismus der Wirkung sozialer Bezugsgruppen auf

individuelles Geburtenverhalten benennt, den Autoren aber uneingeschränkt zuzustimmen ist, wenn sie vermuten, dass eine „Operationalisierung (...) über das Alter unzureichend sein [könnte]“ (Pink et al. 2012: 20). Der Versuch, die gegenseitige Beeinflussung zwischen Akteuren einzig an ihrer Ähnlichkeit festzumachen und darüber hinaus auch nur ein vergleichbares Lebensalter heranzuziehen (vgl. Pink et al. 2012: 12), lässt ernste Zweifel an der Validität der Erkenntnis hinsichtlich des Prozesses einer Transmission von Überzeugungen zwischen ihnen aufkommen. Kurzum: Ein Nachweis des theoretischen behaupteten Mechanismus gelingt, wie die Autoren abschließend selbst feststellen (vgl. Pink et al. 2012: 20), hierdurch leider nicht. Viel eher scheint sich dabei ein Hinweis auf Selektionsprozesse zu finden, welche im Abschnitt 3.1 dieser Arbeit näher erläutert werden sollen. An dieser Stelle muss der Hinweis genügen, dass – auch wenn dies von Pink et al. nicht explizit getestet werden konnte und es auch allenfalls implizit thematisiert wird (Pink et al. 2012: 8) – die Vermutung durchaus plausibel ist, dass die Ähnlichkeit nicht die Stärke der Beeinflussung durch signifikante Andere determiniert, sondern dass schlicht die Wahrscheinlichkeit einer persönlichen Beziehung unter altershomogenen Akteuren höher ist und folglich genau dann ein Einfluss zustande kommt, wenn überhaupt eine soziale Beziehung zu den potentiellen Einflusspersonen besteht. Es ließe sich demnach mühelos argumentieren, dass die Wahrscheinlichkeit einer altershomophilen sozialen Interaktion zwar größer ausfällt, Beziehungen aber auch zu altersunähnlichen Kolleginnen unterhalten werden. Dies dürfte dann zwar seltener der Fall sein, weshalb der Effekt schwächer ausfallen müsste (vgl. Pink et al. 2012: 17), aber sofern eine Beziehung besteht, ist ihr Einflusspotenzial gegeben. Sofern also die (Alters-)Ähnlichkeit zwischen Akteuren nicht selbst als Indikator für soziale Beeinflussung, sondern vielmehr als Katalysator für soziale Beziehungen gesehen wird, können die Ergebnisse der Autoren nicht nur plausibel erklärt, sondern darüber hinaus als deutlicher Anhaltspunkt darauf verstanden werden, dass es eben das Vorhandensein persönlicher Beziehungen (welchen Ausmaßes auch immer) zu den entsprechenden Anderen ist, welches den Einfluss sozialer Umwelten auf

individuelles Geburtenverhalten bedingt, und eben nicht die bloße Existenz ähnlicher Akteure in einem räumlich begrenzten, sozialen Kontext. Ausgehend von diesen Erkenntnissen eröffnet die Berücksichtigung sozialer Netzwerke als Bezugsgrößen einen weiteren Horizont, auf den ebenfalls Friedrichs und Nonnenmacher (2010) sehr explizit hinweisen: Soziale Netzwerke beschränken sich eben gerade nicht auf einen räumlich abgrenzbaren Rahmen – weder geographisch noch, wie im Beispiel von Pink et al., institutionell – sondern gehen in Form sozialer Interaktionszusammenhänge ganz im Gegenteil deutlich darüber hinaus. So naheliegend es ist, die entsprechenden Mechanismen in spezifischen sozialen Kontexten zu suchen – nicht zuletzt aufgrund des ganz pragmatischen Argumentes, dass es natürlich bei der empirischen Prüfung des Phänomens einer fassbaren Grundgesamtheit bedarf – so deutlich muss auch hervorgehoben werden, dass sie sich nicht auf diese sozial-räumlichen Einheiten beschränken. Im Umkehrschluss muss dies mit der Erkenntnis einhergehen, dass dem Versuch, mögliche Wirkprinzipien in räumlich nicht strukturierten, dafür aber allein durch Beziehungen und Interaktionen definierten sozialen Netzwerken zu suchen, in jedem Fall der Vorzug einzuräumen ist, sobald das Postulat einer sozialen Beeinflussung nicht mehr ausreicht, sondern diese selbst das zu erklärende Phänomen darstellt.

2.2.3 Kontext vs. Netzwerk – Ein erstes Fazit

In den vorangegangenen Kapiteln wurde gezeigt, dass die Vorstellung von sozialen Einflussprozessen auf individuelles Handeln darüber vermittelt ist, ob und in welchem Ausmaß konkrete Interaktionsbeziehungen zu diesem sozialen Umfeld unterhalten werden. Infolgedessen wurde ein Perspektivwechsel vom sozialräumlichen Kontext hin zur Einbindung in soziale Interaktionsnetzwerke vorgeschlagen. Dabei soll in keinsten Weise behauptet werden, soziale Kontexte seien gänzlich unwirksam: Insbesondere die Arbeiten von Hank (2002; 2004) zeigen deutlich, dass verschiedene kontextuelle Rahmenbedingungen für die Erklärung individuellen

Verhaltens in jedem Fall berücksichtigt werden müssen. Ferner ergibt sich aus der Tatsache einer möglichen Überschneidung von kontextuellen Einbindungen die Vermutung, dass die Wirkung dieser Faktoren eigentlich deutlich stärker ausfällt, wenn Einflussgrößen aus verschiedensten Kontexten gegeneinander kontrolliert werden. Darüber hinaus muss noch einmal deutlich expliziert werden, warum und inwiefern es sich überhaupt um einen Wechsel der Perspektive handelt? Ließ sich doch in den aufgeführten Beispielen nahezu durchgängig zeigen, dass in allen Fällen einer kontextuellen Ausrichtung der entsprechenden Arbeiten im Kern auch immer eine interaktive Komponente enthalten ist, nach der der Schlüssel der Beeinflussung von Akteuren durch soziale Gruppen in den Interaktionen mit anderen Individuen liegt. Insofern wäre die hier geführte Diskussion lediglich ein akademischer Streit um Begriffe. Dass es sich bei der Betrachtung sozialer Netzwerke aber in Wirklichkeit um eine gänzlich andere Sichtweise handelt, wird verständlich, sofern – zugegebenermaßen etwas aus dem Kontext gegriffen – ein Gedanke herausgestellt wird, welcher sich abermals bei Hank findet: „Der Kontext bildet den Bezugsrahmen für die Aktionen und Interaktionen von Individuen und Gruppen in einer spezifischen Situation“ (Hank 2003a: 81). Hieran lässt sich – wie bereits im vorangegangenen Abschnitt angerissen wurde – zeigen, dass die Entscheidung der Analyse in sozialen Kontexten in zweierlei Hinsicht ein pragmatischer ist: Erstens mag es dem Interesse an exakt diesen räumlichen Strukturen geschuldet sein, dass verschiedene Prozesse und Phänomene in ihnen isoliert betrachtet und der Versuch unternommen wird, sie zu erklären. Die dahinter stehende Fragestellung lautet demnach: Wirken soziale Kontexte sich auf familiales Verhalten aus und wenn ja: von welchen kontextuellen Merkmalen geht dieser Einfluss aus? Somit ist die Frage nach dem „Wie“, also nach den dahinter wirkenden theoretischen Mechanismen mit einer bloßen Feststellung der sozialen Interaktion hinreichend beantwortet: Soziale Kontexte wirken, weil Akteure nicht isoliert voneinander handeln, sondern sich gegenseitig (interaktiv) beeinflussen. Die Netzwerkperspektive bietet hier also insofern eine Ergänzung zur Betrachtung sozialer Kontexte an, als dass sie genau dort ansetzen kann, wo soziale Kontexte bisher aufhören, nämlich die Analyse der theoretischen

Mechanismen der sozialen Beeinflussung jenseits räumlicher Grenzen. In letzteren liegt auch der zweite Grund für die Attraktivität sozialer Kontexte als Bezugsgröße sozialer Beeinflussung, denn es ist Eigenart vor allem der quantitativen Sozialforschung, fassbare Grundgesamtheiten zu suchen, innerhalb derer entsprechende Erhebungen durchgeführt werden können. Hierfür bieten sich räumliche Kontexte geradezu an. Auch bei der Reanalyse bestehender Datenbestände ist es inzwischen nicht mehr unüblich weil relativ einfach, die Einbindung in zumindest grobgliedrige soziale Kontexte zu berücksichtigen⁶. Die quantitative Erfassung sozialer Netzwerke hingegen ist gerade aufgrund ihrer räumlich nicht fassbaren Struktur im Rahmen solcher Erhebungen üblicherweise ungleich schwieriger, denn eine schlichte Stichprobenziehung aufgrund bekannter Informationen wie etwa eine Wohnregion scheidet gänzlich aus. Somit bedarf es – sofern eine solche Verschiebung des Fokus bei gleichzeitiger Wahrung eines streng deduktiv-nomologischen Forschungsprinzips vorgenommen werden soll – einer sehr spezifischen, explizit auf diese Argumentation zugeschnittenen Datenstruktur, welche seitens des aktuellen Trends zu großen, meist längsschnittlich angelegten und multidisziplinären Datensätzen unmöglich geleistet werden kann. Aktuell existiert nach Wissen des Autors kein quantitativer Datensatz, welcher geeignet wäre, diese Lücke in zufriedenstellender Art und Weise zu füllen. Der große Vorteil der Netzwerkperspektive wird demnach gleichzeitig zur größten Herausforderung für die empirische Forschung. Dennoch bietet sich in Form der Netzwerkperspektive offenbar eine ernstzunehmende, weil deutlich gegenstandsangemessenere Alternative, zumindest dann, wenn explizit nach den Mechanismen der sozialen Beeinflussung individuellen (fertilen) Handelns gefragt wird und eben nicht nur deren faktischer Nachweis und eine unvollständige weil mit impliziten Gesetzmäßigkei-

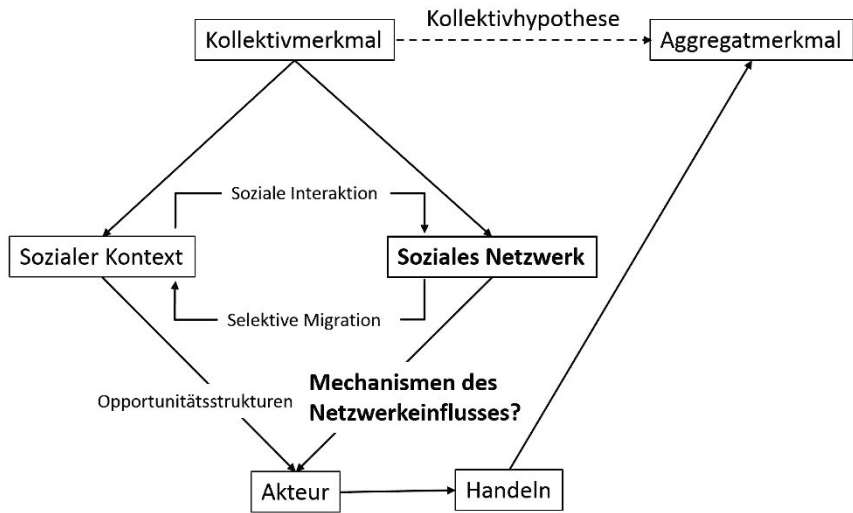
⁶ Beispiele für die Verwendung entsprechender Informationen finden sich unter anderem im Sozio-oekonomischen Panel (SOEP, vgl. Wagner et al. 2007) oder dem Beziehungs- und Familienpanel (*pairfam*, vgl. Huinink et al. 2011), um nur exemplarisch zwei häufig verwendete Datensätze zu nennen.

ten geführte Erklärung über statistische Korrelationen intendiert ist. Zusammenfassend lässt sich also festhalten, dass erst, wenn die Vermischung der beiden sozialen Bezugsgrößen Kontext und Netzwerk konsequent aufgegeben wird, auch tatsächlich fassbar ist, dass es sich zwar wahrscheinlich um komplementäre, aber in jedem Fall doch um unterschiedliche Betrachtungsweisen sozialer Beeinflussung individueller Entscheidungen handelt.

2.2.4 Theoretische Einbindung ins Rahmenmodell – Eine Standortbestimmung

Im Sinne einer Standortbestimmung des hier vorgestellten Ansatzes ist es nunmehr an der Zeit, die Funktion sozialer Netzwerke im oben dargestellten Rahmenmodell zu veranschaulichen. In Abschnitt 2.2.1 wurde argumentiert, dass soziale Kontexte deshalb untrennbar mit dem Prinzip des soziologischen Erklärens verbunden sind, weil sie Brückenhypothesen anbieten, die eine Verknüpfung von Gegebenheiten auf der Makroebene mit individuellen Entscheidungen auf der Mikroebene ermöglicht und somit erst die Möglichkeit schafft, die Wirkung dieser Makrophänomene – primär in Form von Opportunitätsstrukturen – zu modellieren. An dieser Stelle kann resümiert werden, dass Interaktionen in sozialen Netzwerken, wie sie hier vorgeschlagen werden, nicht nur hinsichtlich ihrer Angemessenheit für den Gegenstand einen Erkenntnisfortschritt anbieten, sondern darüber hinaus genau dieselbe Funktion im oben dargestellten Modell einnehmen können (vgl. Kropp 2008). Dies findet sich besonders deutlich bei Weyer (vgl. Weyer 2011: 61ff.), welcher sozialen Netzwerken im hier dargestellten Sinne für die Überwindung des Mikro-Makro-Dualismus die Position eines „...Scharnier[s], das diese beiden Teilprozesse verknüpft“ (Weyer 2011: 63) auf der Mesoebene bescheinigt (vgl. Schimank 2007). Die folgende Modifikation des oben vorgestellten Grundmodells in Abbildung 5 veranschaulicht dies für die bisher dargestellte Diskussion.

Abbildung 5: Erweitertes Grundmodell



Quelle: Eigene Darstellung, erweitert nach Coleman (1990)

Bei diesem Modell wird zunächst berücksichtigt, dass Kollektivmerkmale auf der Makroebene selbstverständlich einen Einfluss auf soziale Kontexte haben, in denen Akteure sich befinden. Wie verdeutlicht werden konnte, wirken sich diese in Form von Opportunitätsstrukturen auf die Situationsbestimmung des Akteurs und insofern direkt auf dessen Handeln aus. Die Komponente des sozialen Einflusses aber läuft, wie die oben angeführten Arbeiten ausführlich zeigen konnten, über soziale Interaktionen und wirkt sich insofern auf jenes Konstrukt aus, welches hier als soziales Netzwerk definiert wurde. Dabei kann berücksichtigt werden, dass Netzwerke keinesfalls direkt aus speziellen Kontexten hervorgehen, sondern lediglich in ihrer Konstitution von diesen multiplen und möglicherweise überschneidenden räumlichen und institutionellen Einbindungen

beeinflusst werden. An dieser Stelle offenbart sich mit einiger Deutlichkeit, welche Lücke in der Erklärung des Einflusses sozialer Bezugsgruppen klafft: Trotz der damit verbundenen Erkenntnis bleibt auch die Erklärung anhand sozialer Interaktionen noch unbefriedigend: Welcher Art der Einfluss sozialer Netzwerke auf die Entscheidung für oder gegen die Geburt von Kindern ist, bleibt hierbei in der neueren Literatur zumeist ein Postulat oder wird nicht systematisch getestet. Was demnach noch immer offen ist und woran diese Arbeit im Folgenden ansetzt ist die Systematisierung und Überprüfung der Wirkmechanismen sozialer Netzwerke, also die Frage, über welche konkreten Prozesse die Beeinflussung individueller Entscheidungen für oder gegen fertiles Handeln im Einzelnen funktioniert. Bevor nun aber der Versuch unternommen wird, diese Mechanismen, welche vor allem in jüngeren, qualitativen Studien identifiziert wurden, systematisch herauszuarbeiten und ihre spezifische Wirkungsweise als Scharnier zwischen Makro- und Mesokontexten und Handlungen auf der Individualebene zu erläutern, bietet sich zunächst ein zusammenfassender Abriss der Entstehungsgeschichte der sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung an.

2.3 Die Herkunft des Netzwerkbegriffes – Eine Bestandsaufnahme

Der Begriff des *sozialen Netzwerkes* als „any articulated pattern of connections in the social relations of individuals, groups and other collectivities“ (Scott 1996: 794) ist insbesondere in der Soziologie so deutlich in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen, dass sich kaum mehr die Frage nach seiner Bedeutung stellt. Diese intuitive Leichtigkeit täuscht aber darüber hinweg, wie vielfältig und komplex die Entstehung der Netzwerkforschung sich bisweilen darstellte und wie heterogen in der Folge die Berücksichtigung sozialer Netzwerke in der sozialwissenschaftlichen Forschung heute ist. Einen recht guten Eindruck darüber vermittelt unter anderem ein Blick in eine Veröffentlichung von Keupp und Röhrle (1987), welcher in einem „... kleinen – *durchaus nicht vollständigen* – Streifzug durch die unterschiedlichen Gebiete (...) in denen die Netzwerkmetapher

ihren je eigenen Bedeutungsgehalt hat“ (Keupp 1987: 13, Hervorh. durch d. Verf.) einen recht guten Eindruck davon vermittelt, wie aussichtslos der Versuch wäre, im Rahmen dieser Arbeit sämtliche Bereiche der sozialwissenschaftlichen Forschung darzustellen, in denen der Netzwerk-begriff seit seiner Entstehung Einzug gehalten hat. Somit ist es auch wenig verwunderlich, dass verschiedene Darstellungen über die Entstehung und Entwicklung der Netzwerkforschung bisweilen voneinander abweichen, je nachdem, welches Ziel mit dem jeweiligen Ansatz verfolgt wird. Dennoch kann eine Auseinandersetzung zumindest mit den Ursprüngen und Entwicklungspfaden der Netzwerkforschung nicht gänzlich unterbleiben, denn es ist nur schwer nachvollziehbar, warum die Konzeptualisierung von Einflussmechanismen seitens des Netzwerkes in den meisten Fällen eher implizit als explizit als solche wahrgenommen werden. Es wird demnach zu zeigen sein, inwiefern sich die hier vorgestellte Perspektive einerseits an das klassische Netzwerkkonzept anlehnt, andererseits aber in seinem Erkenntnisinteresse davon deutlich abweicht bzw. andere Akzente setzt. Die im Folgenden vorgestellten Denktraditionen und ihrer Entwicklungspfade erheben also keinesfalls einen Anspruch auf Vollständigkeit hinsichtlich der Netzwerkforschung im Allgemeinen, sondern sollen lediglich die theoretischen Ursprünge aufzeigen, welche der hier gewählten Perspektive zugrunde liegen.

Ein wesentlicher Startpunkt der Netzwerkforschung in den Sozialwissenschaften wurde bereits angerissen, nämlich die Überlegungen von Simmel. Wie oben bereits erwähnt existieren Individuen seiner Auffassung nach grundsätzlich eingebunden in soziale Netzwerke oder, wie er es nannte, „soziale Kreise“ (Simmel 1983: 305, vgl. auch Schnegg 2010; Nollert 2010). Simmel unterscheidet zwei grundlegende Formen, nämlich zum einen organische, zum anderen rationale Kreise. Mit ersteren sind jene Formen der sozialen Einbindung in verschiedene soziale Gefüge benannt, in welche ein Individuum quasi hineingeboren wird und deren zentrales Merkmal ihre konzentrische Anordnung ist, wobei die soziale Distanz mit jeder weiteren Aggregationsstufe weiter zunimmt. Prototypi-

ches für diese nicht selbst gewählten sozialen Kreise ist die Familie, welche ihrerseits beispielsweise in eine Nachbarschaft eingebettet ist. Die zweite Form der sozialen Einbindung beschreibt jene sozialen Gruppen, welchen ein Individuum – gewollt oder nicht – aufgrund getroffener Entscheidungen angehört oder eben auch nicht. Diese rationalen Kreise zeichnen sich somit dadurch aus, dass sie sich teilweise überschneiden oder auch gegenseitig ausschließen können. In beiden Fällen aber geht Simmel davon aus, dass Individuen und soziale Umwelten grundsätzlich wechselseitig aufeinander wirken, soziale Beziehungen also über diese Wechselwirkungen immer auch einen Einfluss auf individuelle Handlungsspielräume haben.

Ausgehend von diesem frühen Ansatz, welcher nach Simmel auch von dessen Schüler Leopold von Wiese weitergeführt wurde, entwickelte sich die Netzwerkanalyse in verschiedenen Pfaden (vgl. Neyer 1994: 11ff.; Scott 2000: 7ff.; Kim 2001: 23ff.; Schnegg 2010; Keim 2011: 19ff.). Eine erste, vor allem sozialpsychologisch geprägte Linie beginnt mit der auf gruppendynamische Prozesse ausgerichteten Überlegungen von Jacob Moreno, welcher – ganz im Sinne Simmels – vor allem die „Geometrie“ (Simmel 1983: 10) sozialer Gebilde in den Blick nahm, welche durch die vielfältige Einbindung von Individuen in unterschiedlichste soziale Gruppen entsteht. Moreno gilt als Begründer der Netzwerkanalyse überhaupt. Sein Interesse galt der sogenannten Soziometrie (siehe auch Moreno 1953), welche dazu dient, die Beziehungen innerhalb sozialer Gruppen primär graphisch zu erfassen und vor allem zu zeigen, wie soziale Kontakte in Netzwerken verteilt sind (vgl. auch Schnegg 2010). Dies gelingt vor allem in Form einer graphischen Darstellung sozialer Netzwerke, in der sämtliche Beziehungen zwischen Netzwerkmitgliedern kartographiert werden. Solche Soziogramme veranschaulichen die Struktur sozialer Beziehungsgefüge und machen es laut Moreno möglich, Verteilungen von Beziehungen zu rekonstruieren und somit Rückschlüsse auf die Organisation des Netzwerkes zu ziehen, etwa hinsichtlich Reziprozitätsstrukturen, führenden oder eher isolierten Rollen von Individuen in sozialen Netzwerken. Neben diversen Vertretern der soziometrischen Tradition sind in diesem

Zusammenhang darüber hinaus zwei weitere Vertreter der sozialpsychologischen Forschung zu nennen, nämlich Kurt Lewin und Fritz Heider. Auch ihre Ansätze können unter der Perspektive gruppendynamischer Prozesse subsummiert werden, beschäftigen sich aber im Gegensatz zu Morenos Soziometrie nicht nur mit der Struktur sozialer Beziehungsgefüge und den Schlüssen, die sich daraus gewinnen lassen, sondern vor allem mit der zentralen Frage, wie soziale Gruppen entstehen und – was an dieser Stelle die vielleicht treffendere Zusammenfassung darstellt – wie sich die soziale Integration der Gruppenmitglieder vollzieht. So vermutete Lewin bereits Anfang der 1940er Jahre im Rahmen seiner Feldtheorie (Lewin 1943), dass es innerhalb sozialer Konstellationen zu unterschiedlichsten Kräfteverhältnissen kommt, die das individuelle Verhalten im Sinne der Gruppe beeinflussen (vgl. Neyer 1994: 12; Scott 2000: 10f.). Dabei spielt vor allem die Wahrnehmung der Umwelt eine wesentliche Rolle – ein Konzept, welches der oben dargestellten Situationsdefinition im symbolischen Interaktionismus bzw. dem verwendeten Rahmenmodell des methodologischen Individualismus nicht unähnlich ist. Heider (1977) hingegen betonte in seiner sogenannten Balance-Theorie das Bestreben eines Akteurs, innerhalb sozialer Beziehungsgefüge durch Deutung und Umdeutung von Beziehungen oder Einstellungen zu Objekten einen balancierten Zustand herbeizuführen, also eine stimmige Konstellation aus positiv wie negativ bewerteten sozialen Beziehungen zu Personen und deren entsprechender Haltung gegenüber Einstellungsobjekten zu erreichen (vgl. Neyer 1994: 12; Scott 2000: 12). Vor diesem theoretischen Hintergrund wurde das Phänomen schließlich auch mathematisch in Form der sogenannten Graphentheorie bearbeitet (vgl. Cartwright & Harary 1956; Hage & Harary 1983; Neyer 1994: 13; Scott 2000: 12f.).

Eine zweite Strömung der Netzwerkforschung ist nach Scott die Entwicklung der ebenfalls auf den Vorarbeiten zu gruppendynamischen Prozessen beruhenden Arbeiten der – aufgrund des Entstehungsortes dieser Strömung – sogenannten „Harvard-Strukturalisten“ (Neyer 1994: 13, vgl. Raab 2010), deren namhaften Vertretern etwa Harrison White, William Lloyd Warner, Elton Mayo oder auch George C. Homans zuzuordnen

sind. Dieser netzwerkanalytischen Tradition kann ohne weiteres nachgesagt werden, dass sie der Netzwerkforschung mit einer kaum überschaubaren Zahl an unterschiedlichen inhaltlichen Schwerpunkten und Denkansätzen zum Durchbruch verhalf (vgl. Raab 2010). Beeinflusst durch die Arbeiten des britischen Strukturfunktionalisten und Sozialanthropologen Radcliffe-Brown ging es hierbei vor allem darum, Konstellationen und Cluster innerhalb von sozialen Strukturen zu identifizieren und sie – etwa in Form von Cliques oder sozialen Blöcken – beispielsweise in Matritzenform graphisch aufzubereiten (vgl. Neyer 1994: 13f.; Scott 2000: 16ff.; Keim 2011: 20). Damit weist diese strukturalistisch geprägte Entwicklungslinie also eine deutliche Parallele zur Soziometrie auf, aus der sie hervorging. Dies gipfelte schließlich – nicht zuletzt auf Grundlage der Arbeiten von Homans (1950; 1961; vgl. Neyer 1994: 14; Scott 2000: 26) – in einer heute gerade in der Soziologie und Sozialpsychologie noch immer mehr als gebräuchlichen theoretischen Überlegung über sozialen Tausch (siehe hierzu auch (Thibaut & Kelley 1959; Nye 1979; Rusbult 1980; Lewis & Spanier 1982). Zudem beeinflusste die soziometrische Analyse sozialer Netzwerke auch einen der wohl nicht nur innerhalb der Soziologie bekanntesten Vorreiter der Analyse sozialer Beziehungen, nämlich den US-amerikanischen Soziologen Mark Granovetter. Die unter anderem im Rahmen seines wohl berühmtesten Artikels „The strength of weak ties“ (1973) generierte These, dass insbesondere schwachen bzw. losen Beziehungen zwischen Individuen in sozialen Gruppen – also solchen, wie sie beispielsweise im Rahmen von größeren Bekanntenkreisen oder Arbeitsnetzwerken vorzufinden sind – eine besondere Bedeutung vor allem für die Integration von sozialen Gruppen und Gesellschaften zukommt, ist nicht selten (und insofern auch für diese Arbeit) der Ausgangspunkt für aktuelle Überlegungen zur Bedeutung und Wirkung sozialer Netzwerke (vgl. Avenarius 2010).

Als dritte und, wie nachfolgend zu erläutern sein wird, für diese Arbeit zentrale Entwicklungslinie der Netzwerkforschung ist hier die britische Sozialanthropologie zu nennen (vgl. Neyer 1994: 14ff.; Scott 2000: 26ff.; Kim 2001: 23ff.; Keim 2011: 20). Viel stärker noch als im amerikanischen Strukturalismus an Radcliffe-Brown geknüpft muss festgehalten werden,

dass das analytische Verständnis von dem, was heute so selbstverständlich als „Netzwerk“ bezeichnet wird und für die vorliegende Arbeit wegweisend ist, sich maßgeblich im Rahmen dieser Forschungstradition entwickelte. Dies liegt vor allem in der Tatsache begründet, dass es der Sozialanthropologe John A. Barnes war, welcher – der Anekdote nach am Hafen sitzend und die Fischer beim Flicken der Netze beobachtend (vgl. Neyer 1994: 15) – als erster den zu diesem Zeitpunkt noch eher metaphorischen Begriff des Netzwerkes für soziale Beziehungsgefüge verwendet (Mitchell 1974: 279f.). Darauf aufbauend war es vor allem Clyde Mitchell, welcher dieser Metapher einen analytischen Gehalt zukommen ließ (Mitchell 1969: 2; vgl. Mitchell 1974: 281; Milardo 1988: 14; Neyer 1994: 15; Scott 2000: 30ff.). Dies äußerte sich vor allem darin, dass Mitchell eine analytisch brauchbare Definition für soziale Netzwerke anbot, welche die darin vorherrschenden, direkten Beziehungen von Netzwerkmitgliedern in den Fokus rückten. So ist ein soziales Netzwerk für Mitchell „...a specific set of linkages among a defined set of persons“ (Mitchell 1969: 2). Damit nicht genug ergänzt Mitchell seine Definition so: „...with the additional property that the characteristics of these linkages as a whole may be used to interpret the social behavior of the persons involved“ (Mitchell 1969: 2). Neben den analytischen und definitorischen Verdiensten dieses Autors ist hiermit ein weiterer, wenn nicht der wichtigste Grund anzuführen, warum die britische Sozialanthropologie für die vorliegende Arbeit eine so zentrale Position einnimmt: Aus den beiden zuvor dargestellten Traditionen sollte deutlich geworden sein, dass der Erklärungsanspruch sowohl der soziometrischen als auch der strukturalistischen Netzwerkforschung primär auf einer Beschreibung bzw. Analyse der Zusammensetzung einer Gruppe und Prozessen der Integration und Entwicklung dieser Strukturen ausgelegt ist. Formalistisch ließe es sich so zusammenfassen, dass ein Netzwerk und seine Konfiguration das eigentliche Explanandum der Netzwerkforschung darstellt, während seine Wirkung lediglich eine Folge der (mehr oder weniger starken) Beziehungen zwischen den Gruppenmitgliedern ist. Genau in diesem Punkt lässt die sozialanthropologische Tradition eine gewisse Akzentverschiebung erkennen, denn in ihren

prinzipiell „...vielmehr an den Phänomenen, Konflikt und Veränderung“ (Neyer 1994: 14) interessierten Erkenntniszielen nehmen Netzwerke vor allem einen Platz im Explanans verschiedenster Phänomene ein. Dies wird beispielsweise am eingangs bereits genannten Aufsatz von Bott (1957) deutlich, die sich zwar durchaus mit der Netzwerkstruktur der Partner beschäftigte, diese aber im Sinne der veranschaulichten Logik der Situation als strukturelle Ausgangsbedingung für individuelle Phänomene wie das innerpartnerschaftliche Rollenverständnis oder die Partnerschaftsstabilität wahrnahm. Nun mag eingewendet werden, dass diese Sichtweise auch den anderen Entwicklungen der Netzwerklogik immanent ist. Und in der Tat lässt sich die Wirkung der sozialen Einbindung beispielsweise im Rahmen von Simmels Diskussion um Rollenkonflikte (Simmel 1983) ebenso konstatieren wie zum Beispiel in Hinblick auf eine mögliche Änderung der Einstellung gegenüber von Objekten bei Heider oder auch den Überlegungen zur Wirkung sozialen Tausches auf die Stabilität von Partnerschaften (siehe z.B. Lewis & Spanier 1982). Der Verdienst der Sozialanthropologie liegt demnach zunächst darin, dass sie solche Zusammenhänge weniger grundsatztheoretisch herleitet, sondern auf ganz konkrete Phänomene einer sozialen und vor allem empirischen Wirklichkeit anwendet und zu seiner Erklärung analytisch nutzbar macht. Im Rahmen dieser Arbeit soll eine ganz ähnliche Strategie verfolgt werden: Es soll weniger um eine umfassende Beschreibung von sozialen Gefügen und deren strukturelle Gegebenheiten⁷ im Kontext generativen Verhaltens gehen, als vice versa genau darum, Fertilität unter den Bedingungen der Einbindung in soziale Netzwerke erfahrbar zu machen, also zu zeigen, welche Mechanismen konkret hinter der Wirkung sozialer Netzwerke stehen.

⁷ Hierunter sind vor allem die gängigen Indikatoren zur Beschreibung sozialer Netzwerke gemeint, zu denen vor allem dessen reine Größe, Dichte (im Sinne der Enge der Beziehungen der Netzwerkmitglieder), Reichweite und Zusammensetzung gehören (vgl. Keim 2011: 143ff., siehe auch Marsden 1993 und Wolf 2010).

2.4 Soziale Netzwerke und die Erklärung des Geburtenverhaltens – Ein Resümee

Sollte aus den bisherigen Ausführungen ein zusammenfassendes Fazit gezogen werden, so wäre es wohl, dass die Beeinflussung von fertilem Handeln durch soziale Netzwerke eine entscheidende Rolle spielt, wobei es – ganz im Sinne der sozialanthropologischen Tradition – als absolut angemessen erscheint, weniger eine strukturelle als vielmehr eine an den Wirkmechanismen der Einflüsse durch spezifische soziale Netzwerke interessierte Position einzunehmen. Diese Verknüpfung des methodologischen Individualismus mit der analytischen Wahrnehmung sozialer Netzwerke erscheint auf den ersten Blick möglicherweise befremdlich, denn „die Netzwerkanalyse wird meist als Alternative oder Ergänzung zur im methodologischen Individualismus ‚verhafteten‘ empirischen Sozialforschung gesehen“ (Haas & Malang 2010: 89). Begründet wird dies mit der Betonung des Interesses an der Struktur und den Beziehungen sozialer Netzwerke anstelle von Eigenschaften, die in Form kausaler Mechanismen miteinander verknüpft sind und sich mithilfe gängiger statistischer Verfahren beschreiben lassen. Wie sich vor allem anhand der britischen Sozialanthropologie zeigen lässt, ist diese strikte Trennung aber augenscheinlich viel mehr der Versuch, das Alleinstellungsmerkmal der Netzwerkforschung in den Fokus zu rücken. Dies geschieht nicht zu Unrecht, denn wie die Entwicklungspfade hin zu einer aktuell stark mathematisch geprägten, empirisch orientierten Netzwerkforschung mit außerordentlichem Interesse an modernsten Visualisierungsverfahren zeigt (vgl. Raab 2010: 30; für einen Überblick siehe auch Krempel 2010), so lassen sich gerade aus der Darstellung von Beziehungen zwischen Individuen in Netzwerken weitreichende Rückschlüsse auf dessen Funktion ziehen. Dennoch bleibt auch hier die Diskussion um soziale Mechanismen implizit, denn es ist offenkundig, dass selbst die noch so im höchsten Maße komplexe Struktur großer Netzwerke per se keine Erklärung dafür ist, wie bestimmte Phänomene wie die bereits deutlich geschilderten Ge-

burtenwellen zustande kommen. Raub (2010) spricht in diesem Zusammenhang in Anlehnung an Granovetter (1979) von einer „Theorielücke“. Es ist offenkundig, dass diese nur dadurch geschlossen werden kann, „...dass man Mechanismen spezifiziert, die Netzwerkeffekten bzw. der Dynamik von Netzwerken zugrunde liegen“ (Raub 2010: 271). Der Ansatz von Raub ist dem hier verfolgten in vielen Punkten sehr ähnlich, ebenso in der Annahme, dass das Potenzial, diese Mechanismen aufzudecken, maßgeblich in einem Rational-Choice-Ansatz zu suchen ist, in dem Akteure ihr Handeln nutzenmaximierend an ihrem sozialen Netzwerk ausrichten. Viel richtungsweisender jedoch ist, dass der scheinbare Widerspruch zwischen einem klassischen, hypothesenprüfenden Ansatz im Sinne des methodologischen Individualismus eben nur dann einen Gegenentwurf zur Netzwerkanalyse darstellt, wenn er als solcher konstruiert wird. Das ist besonders dann der Fall, wenn eben nicht nach sozialen Phänomenen und Dynamiken direkt gefragt wird, sondern diese aus der Komplexität der Struktur rekonstruiert werden sollen. Allerdings müsste an dieser Stelle erneut die Frage aufgeworfen werden, die oben bereits im Rahmen der Kontextanalyse (Abschnitt 2.2.1) gestellt und zuvor seitens der analytischen Soziologie (Abschnitt 2.1) als zentraler Kritikpunkt am klassischen methodologischen Individualismus formuliert wurde: Handelt es sich dabei nicht zwangsläufig um eine Erklärung mit impliziten Gesetzmäßigkeiten, also ungeprüften Annahmen über genau jene Mechanismen? Viel naheliegender ist also die Vermutung, dass es sich bei der Adaption einer Netzwerkperspektive in die Logik des methodologischen Individualismus um eine notwendige, wenn nicht gar unumgängliche Ergänzung handelt, sofern konkrete soziale Phänomene wie das gehäufte Auftreten oder Ausbleiben von Geburten in diversen Interaktionszusammenhängen in das Zentrum der Betrachtungen rücken.

Doch nicht nur dieser, sondern ein weiterer Widerspruch, der hier bereits eine zentrale Rolle gespielt hat, löst sich insbesondere durch die Erkenntnisse der britischen Sozialanthropologie auf, nämlich jener des Dualismus von räumlichem Kontext und interaktionsvermitteltem Netzwerk. In der Literatur wird darauf hingewiesen, dass gerade die so zent-

rale Hypothese von Bott, die hier vor allem aus dem Bereich der familienwissenschaftlichen Forschung herausgehoben wurde, später kaum reproduziert werden konnte und deshalb kritisiert wurde (vgl. Neyer 1994: 15). Diese Sichtweise verschleiert aber einen ganz wesentlichen Umstand, der sich bei Wellmann und Wellmann (1992: 387, vgl. Neyer 1994: 15) findet: Die Studie von Bott wurde in einem ganz expliziten Kontext erhoben, nämlich in einem – wie Neyer es nennt – „...stark verwandtschaftsorientierten England der 50er Jahre“ (Neyer 1994: 15). Diese Erkenntnis, so beiläufig sie auf den ersten Blick erscheinen mag, zeigt eindrucksvoll, dass eine Unterscheidung zwischen dem Einfluss sozialer Kontexte und dem sozialer Netzwerke mehr ist als eine begriffliche Spitzfindigkeit. Umso mehr verwundert es, dass so selten eine naheliegende Frage gestellt wird: Warum? Aus welchem Grund wirken soziale Netzwerke im England der 1950er Jahre derart deutlich, nicht aber beispielsweise in einem amerikanischen Kontext der Gegenwart (ebd.)? Sicher könnte diese Frage ebenso als Argument für das oben beschriebene Konzept der Mehrebenenanalyse aufgefasst und vermutet werden, dass es eben doch hauptsächlich Faktoren der räumlichen Kontexte auf verschiedenen Aggregationsebenen sind, die das individuelle Handeln beeinflussen. Doch dass diese Sichtweise zu kurz greifen muss, wurde in den vorangegangenen Kapiteln bereits ausführlich veranschaulicht. Die Frage kann und sollte daher anders verstanden werden: Auf welche Weise wirken soziale Netzwerke überhaupt? Hieran lässt sich nun also das eigentliche Anliegen hinter dieser Arbeit noch einmal verdeutlichen: Es soll darum gehen, herauszuarbeiten, aufgrund welcher ganz allgemeinen, sozialen Mechanismen Netzwerke auf individuelles familiales Verhalten wirken. Hierin liegt eine Stärke des gewählten Modells, denn nur, wenn diese Wirkprinzipien explizit benannt werden können, lassen sich daraus analytisch belastbare Hypothesen über die Wirkung sozialer Netzwerke generieren und empirisch prüfen. Mit dieser Erkenntnis löst sich auch der scheinbare Widerspruch zwischen sozialen Kontexten und Netzwerken gänzlich auf: Möglicherweise sind es in verschiedenen Kontexten schlicht unterschiedliche

Mechanismen des Netzwerkeinflusses, die ihre Wirkung auf individuelles Erleben der Situation und das daraus folgende Handeln haben. Eine zweite Möglichkeit wäre, dass – sofern sich immer die gleichen Mechanismen identifizieren lassen – diese sich aufgrund unterschiedlicher Kontexteigenschaften schlicht unterschiedlich stark auswirken. Durch die strikte analytische Trennung der beiden Ansätze ist es nun also möglich, eine Vermischung der beiden Faktorenbündel Kontext und Netzwerk, wie sie sich beispielsweise bei Pink et al. (2012) findet, zu überwinden und an einen Punkt zu gelangen, an dem der Einfluss sozialer Interaktionsnetzwerke unter Kontrolle von kontextuellen Gegebenheiten expliziert und konkretisiert werden kann. Die sich daran logisch anschließende Frage, welche bereits zu Beginn dieses Kapitels kurz angerissen wurde, lautet demnach: Welche allgemeinen, unter Umständen kontextunabhängigen Mechanismen des Einflusses sozialer Netzwerke auf individuelles Verhalten lassen sich überhaupt identifizieren und wie wirken sie? Dieser Frage soll im Folgenden nachgegangen werden.

Fertilität und die Mechanismen sozialer Ansteckung
Ein theoretischer und empirischer Integrationsversuch

Richter, N.

2017, XII, 258 S. 14 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-15810-1